Erinnerungen
einer
Großmutter.

Roman
in zwei Bänden.

Von

Julie Burow.

Erster Band.

1856.
Prag & Leipzig,
Expedition des Albums.

Zueignung.

An meine liebe Tante und verehrte Freundin

Frau Obrist-Lieutenant Amalie Leo

in Mainz!

Wenn ich auch selten nur **Dir** Grüße sende,
Gedenket **Dein** doch oft mein dankbar Herz!
Und jetzt, bei dieser Arbeit heiterm Ende,
Schau ich mit stillem Sinnen himmelwärts.
Dort! wo der Erde Schmerzen friedlich schweigen,
Wo jedem Wunsch sein heilig Ziel gestellt —
Dort weilt ein Freund! Sein Herz es war **Dein** eigen,
Du hast sein Leben liebevoll erhellt.

Ich hing als Kind, in mancher frohen Stunde,
Wenn er von seinem Kriegerleben sprach,

Voll Achtsamkeit an seinem lieben Munde
Und fühlte jedes seiner Worte nach. —
So wuchs in mir der Dichtung heit're Blüthe
Aus heil'ger Wahrheit, freundlich ernstem Keim. —
Nimm, Theure, denn dieß Buch mit milder Güte,
Es kehrt der Fritz so gerne zu **Dir heim**.

Bromberg im Juni 1856.

Julie Burow,
Frau Pfannenschmidt.

Einleitung.

Winzerin.

Ja schön ist das Wasser! ich muß das wissen,
Ich komme ja von der Oder her,
Die liebe Oder! ich möcht' sie nicht missen
Und wenns um Tonnen Goldes wär.

Festspiel von Marie Harrer.

Die letzten Ausläufer des Riesengebirges verlieren sich in dem sandigen Boden der Neumark. Dort bilden sie an den Ufern des Oderstromes eine Kette lieblicher Hügel, die seit drei Jahrhunderten einen trinkbaren, wenn gleich schlimm verrufenen Wein hervorbringen.

Die Dichter sprechen jedoch auch von diesem Traubensaft; gehört doch in Deutschland Wein, Lied und Liebe immer zusammen. Der Deutsche nennt sie die drei schönsten am Himmel des Lebens glänzenden Sterne und Martin Luther sagt:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang.

Ich freilich kann nicht beurtheilen, welchen Zusammenhang diese drei untereinander haben. Vielleicht weil ich selbst ein Weib bin und ohne mehr Wein zu trinken, als Amseln oder Rothkehlchen, doch wie diese harmlosen Geschöpfe zu singen liebe, ohne daran zu denken, ob jemand auf mein Gezwitscher horcht.

Die Weinberge am Oderufer, die liebe ich aber von ganzem Herzen und von ganzer Seele, und oft ziehen meine Gedanken und Träume dorthin und ich sehe die goldenen Lichter des Abends auf den Silberwellen der Oder glänzen, ich sehe die bläulichen und violetten Duft-Schleier, mit denen der sinkende Sommertag die Hügelreihen zwischen Sabor und Grüneberg schmückt, und das tiefe Grün der Wiesen, das da, wo das kleine Flüßchen Obra in die mächtige Oder einmündet, wie ein Sammetteppich zum Mondschein-Tanz für die Nixen ausgebreitet liegt.

Hier an dieser schönen Stelle treten die Weinberge des rechten Oderufers, zwischen Padilgar und Crossen bis dicht an den Fluß, in dessen klaren Wellen sie ihren Fuß zu baden scheinen, während sie auf der linken Seite bis Grüneberg zurückweichen, ein reizendes gesegnetes Thal bildend, aus dem sich lachende Dörfer, uralte Herrensitze, grünende

Laubwälder und reiche Felder, allmählig ansteigend, bis zu dem genannten gewerbfleißigen Städtchen erheben, dessen Fenster man im Sonnengolde auf der Höhe blitzen sieht.

Es ist ein schönes, ein liebliches Stückchen von Gottes Welt, dies freundliche Oderthal, eingeschlossen von seinen grünen Rebenhügeln, wo unter schattigen Bäumen, oder versteckt in den Ranken grünender, blühender Schlinggewächse, die freundlichen Weinbergshäuser liegen, Sommerwohnungen der wohlhabenden Bürger, des nahen Fabriksstädtchens Züllichau.

Glückliche, glückliche Tage habe ich dort verlebt, und wenige Plätzchen giebt es wohl am Flußufer, in den Weinbergen und in den nahen Wäldern, die ich nicht rüstig durchschritten, wenige Lauben, in deren Schatten ich nicht geruht.

Mögen sie gesegnet sein, diese lieben grünenden Hügel! lachender Sonnenschein reife fort und fort ihre Trauben, ihre Pfirsiche, ihre duftigen Erdbeeren und gepuderten Pflaumen! Fort und fort trage der silberhelle Strom auf seinem Spiegel Schiffe, die die Erzeugnisse der Gegend, Wein und Obst und die in Züllichau verfertigten Manufactur-Waaren, Tuch und Seidenstoffe, in alle Fernen bringen! Fort und fort säusle und rausche der Wind in den

Zweigen der alten Platanen, Eichen und Linden, und flüstre allen jungen sehnsüchtigen Herzen, die in ihrem Schatten träumen, Melodieen zu für die Gefühle, die in der Menschenbrust erwachend, sich zu Lied oder That gestalten möchten.

Lied oder That! sie sind nicht Gegensätze ihrer Natur nach, sie sind Geschwister, Kinder eines Vaters und einer Mutter.

Nur in einer Brust, in der sich Kraft und Liebe einen, kann das süße Lied entstehen, und eine solche Brust kann auch die wackre That erzeugen. Wer das Gute erkennt und durch sein Wort, sein Lied ehrt, der wird es auch durch seine That ehren, wenn das Schicksal ihm die Gelegenheit dazu giebt.

Darum traure ich nicht, obgleich mein Schicksal mich in die Stille und Einsamkeit verwies von Jugend auf. Es ist nicht mein Loos, große Dinge zu thun, mit zu wirken im Getriebe der Welt, aber die Gabe des Liedes ist mir gegeben und ich freue mich derselben und benütze sie aufs Beste für mich und meine Lieben.

Mit leisem Schritt gehe ich einfach und unbemerkt durchs Leben, unscheinbar wie die Biene, aber wie diese begabt mit der Fähigkeit, in allen Blumen, ja auch selbst in giftigen Kräutern die Süßigkeit, die

die Natur ihnen verlieh, zu entdecken und mit treuem Fleiße zu sammeln.

Das ist das Glück meines Lebens, das ist mein Talent. Ich sehe das Gute und Schöne, ich weiß es zu benützen, und des Guten und Schönen ist überall genug, wenigstens weiß ich es überall zu finden.

Mein Platz ist nicht in der großen Welt. Fremd bin ich dem Treiben der Gesellschaft; in der Natur und mit ihr lebend ist mein Familienkreis, mein Alles, und die enge heilige Grenze meines Hauses, auch die Grenze meiner Wirksamkeit.

Meine Lieder aber tönen hinaus über diese enge Grenze. Wie weit hinaus, weiß ich freilich nicht, es kümmert mich auch wenig! ich singe wie der Vogel im Nest, zunächst für meine horchenden Kinder; trägt die Sommerluft meine Lieder in das Ohr eines Wanderers, horcht ihnen ein vorübergehendes Mädchen, freut sich ein bräutliches Pärchen ihrer, das im Schatten kosend ruht, um so besser! es ist ja des Liedes Art und Natur, daß es hinaus schallt ins Freie, das es sich gerne wiegt auf den Schwingen der Luft, und wo das Geräusch des Weltlebens schweigt, da tönt ein Lied weit weit und erfreut trauernde Herzen und befreundet sie der verborgenen Sängerin.

Meine Seele gleicht der kleinen Lerche. Sie schwingt sich singend gern nach oben. Die Wolken ziehen nur in einer bestimmten Region, dann sieht man die Blitze zu seinen Füßen und über sich eben so ewig klar, als ewig unerreichbar, den ewigen Himmel, dessen kleinster Stern unsere unermeßliche Erde ist. Was macht es der Lerche denn aus, daß ihr kleines Nest im kleinsten Felde tief versteckt liegt? Singend kann sie die Region der ewigen Klarheit erreichen und die ganze Erde tief unter ihren Schwingen sehen.

Aber wie leicht und sicher der Flügel des Gesanges die Seele auch emporträgt, wie frei sie sich auch fühlt, wenn sie aufwärts, aufwärts zieht, dem ewigen Lichte entgegen! doch liebt sie, ach wie sehr, das kleine im Grünen versteckte Nestchen, die beschränkte aber heitere Heimath und jedes Plätzchen, das ihr einst eine Heimath war, bleibt ihr auch in der Erinnerung noch theuer.

Es sind nun schon Jahre verflossen, seit ich ein freundliches Weinbergshaus auf einem der höchsten freiesten Oberberge mit meiner Familie bewohnte.

Es war nicht mein Eigenthum! auch darin gleiche ich den Sängern der Lüfte, daß ich mein heimathliches Nestchen bald hier bald dort bauen muß, wo

eben das tägliche Brod zu finden ist für mich und meine Lieben.

Das Gefühl der Heimathlichkeit ist aber — Gott sei Dank — nicht an einen Ort oder Raum gebunden. Es liegt in den Herzen unserer Lieben, und das Zelt des Beduinen, das bewegliche Boot des armen chinesischen Fischers ist darum eben so gut eine traute Heimath als der stattliche Palast des reichen Grundbesitzers.

Wo man uns liebt und vertraut, wo wir uns nützlich und nothwendig fühlen durch unsere Thätigkeit, da haben wir unsere Heimath und ziehen Liebe, Vertrauen und Thätigkeit mit, so ist die Trennung von einer gewohnten Heimathstätte nur eine Mühe, ähnlich der, welche die Schwalbe hat, die ihr Nestchen in einem Jahr von den Ufern des Nil an den der Oder verlegt.

In meinem Weinbergshause wohnte mit uns zugleich eine Schwalbenfamilie. Sie hatte ihre häuslichen Bequemlichkeiten unter dem vorgebauten Dach, gleich neben dem hölzernen Drachenkopf der Rinne; ich die meine in zwei geräumigen Zimmern, vor deren Fenstern die Zweige einer prächtigen Linde rauschten. Aber nur Nachts, wenn der Regen prasselnd an die Fenster schlug und die wilden Winde das Dach

umtobten, suchten wir seinen Schutz. Im Sonnenschein waren alle draußen, Menschen und Schwalben, und freuten sich herzinnig der schönen Welt, die wie ein Gemälde zu unseren Füßen ausgebreitet lag.

Die Schwalben wurden zahm im Laufe des Sommers; ich halte was auf gute Nachbarschaft und betrachte es als eine Pflicht, all' denen, die ein Dach mit mir deckt, nach Kräften Freundliches zu erweisen.

Das merken Menschen und Thiere und sind schneller vertraulich als diejenigen wähnen, die im Gedränge des großen Welt-Babels lebend, die Freude freundnachbarlicher Verhältnisse nicht kennen.

Das Kanarienvögelchen meiner Mädchen hatte gute Freundschaft mit der Schwalbenfamilie. Es setzte sich früh Morgens schon gern auf das hölzerne Drachenmaul und sang aus allen Kräften, und die jungen Schwalben hörten piepend zu, während eine der Alten oder auch beide sich neben den Sänger setzten.

Gelegentlich kamen sie denn Alle mit einander auf den Frühstückstisch und pickten die ihnen hingestreuten Krümchen, gaben ihren Kindern verständige Anleitung in der Kunst des Fliegens, ohne im Geringsten schüchtern zu thun, weil wir Alle ihnen

zusahen, und schienen es für ganz natürlich und in der Ordnung zu halten, daß der Kanarienvogel auf dem Fuß aller intimster Freundschaft mit uns stand, aus unsern Tassen trank, von unsern Tellern sich Brocken holte, ja ohne weiteres jedem von uns den Bissen vor dem Munde weg pickte, wenn ihm das eben so gefiel.

Auch andere Nachbaren in den Weinbergen wurden uns befreundet. Die kleinsten aber immer zuerst. Alle Kinder rings umher kannten uns bald, kamen zu uns gesprungen und reichten uns die kleinen braunen Hände, wenn wir an ihren Wohnungen vorübergingen.

Während des Frühlings und Sommers sind nämlich die Weinbergshäuser nur von den Winzern bewohnt. Die eigentlichen Besitzer geben dann noch in der Stadt ihren Berufsgeschäften nach und beziehen erst, wenn die Trauben reifen, ihre reizenden Villen.

Darum sieht man auch dort während der schönsten Zeit des Jahres nur schlichte arbeitende Leute und grob gekleidete Kinder mit Flachshaaren und verbrannten Gesichtchen.

Die Fensterladen der reizenden oft im schweizerischen Styl gebauten Häuschen, sind geschlossen, und geht man an ihnen vorüber, so stürzt der Kettenhund

wüthend aus seiner Hütte und bellt dem ungebetenen Gaste so lang nach, als er ihn nur irgend in den dichten Laubgängen noch erblicken kann.

Außer dem Hause, das ich mit meiner Familie bewohnte, gab es nur noch eines, das nicht so mit geschlossenen Augen in der Sommerwärme träumte und das lag vielleicht zwanzig Schritte von uns, kaum fünfzig Fuß über dem Wasserspiegel der Oder in einem grünen Thälchen. Ich konnte, wenn ich auf meiner Bergkuppe saß, die Rauchsäule sehen, die sich zwischen uralten Baumwipfeln vom verschiedensten Grün hervorwand, und das Schieferdach mit so viel Ecken und Giebeln, daß man gewöhnlich müde ward, sie zusammen zu zählen, und sich nur wunderte über das wunderliche Gemisch von Winkeln verschiedener Grade.

Das ganze Häuschen war von Holz erbaut, eine Gallerie lief um die Vorderfronte und die Balken, welche dieselbe trugen, waren umschlungen von Winden, Aristolochien, Kriechrosen und wilden Reben, daß jede derselben aussah wie ein riesiges Blumen-Bouquet.

Ganze Nester von Rosen standen auf dem zierlichen Rasenfleck vor der Hausthür und ein bunter Blumenflor blühte und duftete auf den langen Beeten,

die in einiger Entfernung neben dem Buchengange hinliefen, der vom Stromufer leicht aufwärts steigend, nach dem Häuschen führte.

Da ich von meiner Bergkuppe aus den ganzen Garten — denn dieser tief liegende Theil der Besitzung war ein Garten, das Weingelände des Nachbarhauses lag so hoch wie das meine — übersehen konnte, so bemerkte ich sehr bald auch die Menschengestalten, die denselben auf das Anmuthigste belebten.

Da war ein bleicher Mann, der auf einen Stock gestützt sich bisweilen im Sonnenschein erging. Eine schöne jugendliche Frau, seine Gattin wahrscheinlich, die ihn mit liebevollster Aufmerksamkeit pflegte, drei hübsche Kinder von zehn bis zwei Jahren, einige Dienstboten und endlich eine bejahrte Frau von so anmuthigem, freundlichem und thätigem Wesen, daß sie mir bald als der Mittelpunkt der ganzen Familie und als die bedeutendste Persönlichkeit in derselben erschien.

Wenn ich früh um fünf Uhr meinen Spaziergang nach der Bergkuppe machte, so war die alte Dame schon in ihrem Garten beschäftigt. Sie trug denn unabänderlich eine Blouse von ungebleichtem Linnen, ein Häubchen und eine Halskrause von so blendender Weiße, daß ich dieselbe wie verspätete Schneeflocken unter den grünen Bäumen hervorschimmern sah, eine

weite schwarze Taftschürze mit einem Latz, Nanking-Handschuhe ohne Finger und starksohlige Lederschuhe, in denen ich sehr gut den feinen Fuß bemerken konnte, dessen zierliche Form und rüstiger Schritt den Jahren getrotzt.

Es machte mir bald ein ganz eigenes Vergnügen, meine thätige Nachbarin zu beobachten. Sie stand offenbar mit der Sonne auf und hatte stets Beschäftigung in ihrem Blumengarten. Ich sah sie nie ohne einen Henkelkorb von äußerst zierlicher Form, den sie am Arm trug und der Gartenmesser verschiedener Art, Bast, Baumwachs und noch mancherlei andere Dinge enthielt, die sie bei ihren Gartengeschäften brauchte. Da ging sie denn von Beet zu Beet, von Hecke zu Hecke, hier etwas abschneidend, dort einen Zweig aufbindend, dann wieder gießend, oder beschäftigt Raupen und Käfer abzulesen, immer aber thätig für das Gedeihen der Pflanzenwelt, die ihr indeß auch dankbar war durch seltene Pracht und Schönheit.

Allmählig machten wir eine Art von Bekanntschaft mit einander.

Sie hatte mich ein paar Mal auf der Kuppe meines Berges bemerkt, und fing nun an, immer wenn sie aus ihrer Thür trat, einen raschen Blick

nach oben zu schicken. Ich sah dann einen Augenblick das edle ehrwürdige Gesicht zu mir gewendet und meinem Gefühl nachgebend, stand ich auf und begrüßte die alte Dame mit nachbarlicher Freundlichkeit. Seit dieser Zeit grüßte sie mich stets zuerst, und als ich einst auf meinem Plätzchen saß und zusah, wie sie Massen von Rosen aller Farben und Arten abschnitt und in Sträußer band, fühlte ich mich nicht wenig überrascht, das kleine hübsche Mädchen einen Korb voll Rosen am Arm tragend, den ziemlich steilen Weg zu mir hinaufsteigen zu sehen. Das reizende Kind, dem die langen lichtbraunen Locken unter dem offenen Strohhute hervor flatterten, bildete eine gar liebliche Staffage des Landschaftsbildes zu meinen Füßen. Sah es doch fast aus, als könne die Kleine die Last der Blumen kaum tragen, und doch schritt sie so leise und anmuthig mit derselben vorwärts.

Sie kam zu mir, das sah ich noch ehe als sie ihr Knixchen machend vor mir stand und mit weichem süddeutschen Dialekt sagte: „Einen schönen Gruß von meiner Großmama, und sie schickt ihrer freundlichen Nachbarin etwas von ihrem Ueberfluß.“

Die Rosen, weiße, rothe, Moosrosen, Dijonröschen und noch viele andere Sorten waren aufs zierlichste

in dem Körbchen geordnet und bildeten einen Kranz, und eine Menge köstlicher Erdbeeren, die auf einer Unterlage von Weinblättern glühten.

Ich küßte die kleine anmuthige Botin, und da ich das Körbchen ausleeren wollte, um es gleich zurückzugeben, sagte sie sehr freundlich: „Großmama läßt auch bitten, das Körbchen zu behalten, es ist ein ganz gewöhnliches Weinbergskörbchen, und Großmama meint, da jetzt Erdbeeren und Himbeeren reifen, so möchte es Ihnen vielleicht Vergnügen machen, es zu benutzen und in unserem Berge so viel als Sie täglich wünschen, sich selbst in dies Körbchen zu sammeln.“

Am Nachmittag desselben Tages, ging ich mit meiner erwachsenen Tochter unserer zuvorkommenden Nachbarin für diese liebenswürdige Freundlichkeit zu danken, mein kleines Miendchen sprang lustig vor uns her, sie war schon seit einiger Zeit nicht mehr fremd in der Familie.

Der Bergpfad, den die kleine Enkelin der würdigen Madame Treufeldt gegangen, war für uns zu steil, wir hätten fürchten müssen in unaufhaltsamem Rennen vor der Hinterthür des Nachbarhauses anzukommen. Wir gingen daher gesetzten Schrittes die breiten Fahrwege, die durchaus nicht die nächsten in

den Weinbergen sind, und traten also von der Strom-Seite durch den Buchenweg vor die Thür unserer lieben Nachbarin. Madame Treufeldt saß mit ihrer Familie im Schatten der Veranda und kam uns mit großer Freundlichkeit entgegen.

Ich konnte die Augen kaum abwenden von ihrem edeln sanften und schönen Matronen-Gesichte und der Gedanke, warum denn weder Maler noch Dichter die Schönheit des Greisenalters verherrlichen, verließ mich keinen Augenblick. Sie stellte mir ihre Tochter und deren Gatten den Obristen Maidstone vor. Im Vestibul, dessen Thüren offen standen, befand sich noch eine Person, ein noch ziemlich junger Mann, und indem sie mich zu ihm führte, sagte sie sehr milde: „Mein Sohn Heinrich hat das Unglück seit seiner Jugend des Gehörs beraubt zu sein, er ist daher zu seiner Unterhaltung auf das geschriebene Wort und auf das Gespräch mit denjenigen beschränkt, die sich die Mühe nehmen, die Zeichensprache, die er sich selbst construirt, zu erlernen. Seit gestern ist er erst von seiner Reise heimgekehrt und freut sich sehr, werthe Frau, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Ich stand theilnehmend vor dem Unglücklichen, der sich wie ein vollkommener Gentleman verbeugte

und mit einer sehr leisen aber unendlich wohllautenden Stimme, mir einige freundliche Worte sagte.

Ich antwortete mit jenem verlegenen Gefühl, das man wohl immer hat, wenn man sich nicht verständlich zu machen weiß, ward desselben indeß sehr bald überhoben, denn mit einigen Bewegungen ihrer schlanken Finger machte Frau Treufeldt ihrem Sohne meine Worte deutlich und nach wenigen Minuten saß ich mit vollkommenerer Behaglichkeit im Kreise dieser liebenswürdigen Familie.

Es war mir eine große Freude zu erfahren, daß ich durch meine Schriften allen Mitgliedern derselben schon bekannt sei. Als ich der würdigen Madame Treufeldt meinen Dank für ihr Geschenk von heute Morgen aussprach, war sie so gütig, dasselbe eine Gabe der Dankbarkeit für den harmlosen Genuß zu nennen, den meine Arbeiten ihr gegeben.

War es nun auch nicht das Erstemal, daß mir ein Dank dieser Art gesagt wurde, so war es doch bisher nur in freundlichen Briefen geschehen, die oft von weiten Fernen her kommend mir herzliche Worte für etwas sagten, das zu schaffen mir selbst die größte Freude gemacht. In meiner Nähe hatte ich noch niemals irgend eine Anerkennung gefunden, vielleicht auch darum, weil ich immer sehr zurückgezogen lebend

in meinem ganzen einfachen Auftreten, durchaus keine Veranlassung gebe zu dem Glauben, ich erwarte oder wünsche dergleichen.

Ich mag es indeß nicht läugnen, daß mich die Anerkennung, die ich in diesem liebenswürdigen Familienkreise fand, ganz außerordentlich freute, und ich sprach dies auch gegen Madame Treufeldt mit aller Offenheit aus, mich dabei auf Longfellow's liebliche Dichtung: der Pfeil und das Lied beziehend.

Madame Treufeldt erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß ihre jüngere Tochter Marie, die als Lehrerin in einer ihr verwandten Familie sich nützlich mache, unter andern auch das reizende Gedicht metrisch übersetzt habe und holte aus ihrer Mappe mir die Uebersetzung herbei, die ich hier folgen lasse:

1.

Ich schoß einen Pfeil in die Lüfte froh —
Er fiel zur Erde, ich wußte nicht wo;
Denn er flog so schnell, daß ich wahrlich nicht
Ihm folgen konnte mit meinem Gesicht.

2.

Ich hauchte ein Lied in die Lüfte so — —
Es fiel zur Erde, ich wußte nicht wo.
Denn wer hat ein Auge wohl scharf genug,
Daß es folgen könnte des Liedes Flug?

3.

Den Pfeil, den fand ich nach langer Zeit
Unversehrt in einem Eichbaum weit,
Und mein Lied mit all seiner Wonne und Lust
Fand ich wieder in eines Freundes Brust.

Ich hatte einen sehr glücklichen Nachmittag, der nur der Vorläufer vieler glücklichen und heitern Stunden war, die ich mit dieser liebenswürdigen Familie verlebte, denn von nun an besuchten wir uns häufig, machten große Spaziergänge mit einander, an denen Obrist Maidstone und seine Gattin freilich keinen Antheil nahmen, da der erstere an den Folgen schwerer Verwundungen litt und nur mit Anstrengung wenige Schritte gehen konnte, und seine Frau sich keinen Augenblick von ihm trennte.

Herr Heinrich, der taube Sohn, war dagegen unser treuester Begleiter, und in sehr kurzer Zeit verstanden wir Alle vollkommen seine Zeichensprache und plauderten auf diese Weise bald lachend, bald ernst mit dem sehr geistreichen und liebenswürdigen jungen Manne, den sein Unglück nur mehr noch zum Gegenstande allgemeiner Theilnahme machte.

Ende Juli verließ die Familie Maidstone den Weinberg, um in ihre Heimath Straßburg zurückzukehren, wo der Obrist große Familien-Verbindungen

hatte. Nur das reizende älteste Mädchen blieb bei der Großmama und dem Onkel, der die Kleine mit größter Innigkeit liebte. Das Weinbergshäuschen im Grunde ward nun um so mehr der Aufenthalt, in dem ich meine freien Stunden zubrachte, als Madame Treufeldt, bei der Abreise ihrer Kinder und Enkel, in mir und den meinen eine Art von Ersatz zu finden schien.

So schwanden die kurzen Sommermonate und der Herbst mit den länger werdenden Abenden mit manchem unangenehm regnigten Tage, machte mir die Gesellschaft meiner würdigen Nachbarin doppelt süß.

Herr Heinrich besaß die Gabe, außerordentlich deutlich vorzulesen, was um so bewundernswürdiger war, als er sich selbst nicht hörte, und mancher Abend entfloh uns heiter bei einer gewählten Lectüre.

Wir Alle zogen indeß das lebendige Gespräch doch meistens den Büchern vor. Nur die Arbeiten, die ich selbst unter Händen hatte, verlangte Madame Treufeldt stets ganz frisch von mir zu empfangen, und so wurde denn jedes Capitel meines: ‚Kleinstädtischen Arztes' immer gleich gemeinschaftlich gelesen, so wie es aus meiner Feder floß.

Bei einem derselben, kam denn auch die Rede auf die innere Wahrheit eines Romans. Herr Heinrich

sowohl als Madame Treufeldt behaupteten nämlich, daß alle meine Bücher den Stempel der Wahrheit in sich tragen, und daß man ihnen anfühle, wie sie eigentlich nur Erlebtes, Wirkliches enthielten.

Alle Begebenheiten, die ein Dichter nur erzählen kann, sind Wirkliches, erlaubte ich mir dagegen zu bemerken, denn auch die ausschweifendste Phantasie kann nichts erfinden, was nicht in seinen einzelnen Theilen schon irgend einmal in der Wirklichkeit vorgegangen sei. Der Stempel der Wahrheit trägt eine Dichtung aber nur dann in sich, wenn bei den in ihr geschilderten Personen, Handlungen und Worte aus dem Charakter derselben mit Nothwendigkeit hervorzugehen scheinen. Wer sich selbst in seiner geistigen Entwickelung beobachtet hat, und der Entwikkelung Anderer mit Aufmerksamkeit zu folgen versteht, der kann, hat er sonst die Sprache in seiner Gewalt, einen Roman schreiben, wenn er nur eine einzige dieser Entwickelungen dem Leser klar zur Anschauung bringt.

„Jedes Menschenleben ist ein Roman," sagte Madame Treufeldt, „hat doch jeder Mensch gelebt, geliebt und gelitten und ist dadurch eben zu einer Persönlichkeit geworden."

„Ja, ja!" sagte Herr Heinrich, „wie unser

Körper das Product unserer verschiedenen Nahrungsmittel, so ist unser Geist das Product unserer verschiedenen Erfahrungen."

„Doch nicht so ganz," meinte Madame Treufeldt, „ganz gleiche Nahrungsmittel bilden doch nicht ganz gleiche Körperlichkeit, wie ganz gleiche Erfahrungen noch nicht die gleichen Charaktere hervorbringen. Jeder Mensch hat in sich eine gewisse ihm unmittelbar von Gott verliehene Kraft, die ihn erst befähigt seine Erfahrungen wie seine Speisen zu dem zu verarbeiten, was sich als sein Ich herausstellt. Auf gleicher Stelle gleichen Witterungsverhältnissen ausgesetzt, wächst der Stechapfel neben der Gerstenähre, sie erwachsen nur aus verschiedenem Samen, und die Kraft das zu werden, was sie wurden, lag schon im ersten Keim, die äußeren Verhältnisse konnten sie nur vollkommen oder unvollkommen in ihrer Art entwickeln. So entscheidet auch der erste Keim des Samenkorns, das in die Seele des Menschen fällt, über seine ganze Entwickelung, und oft ist es ein einziges Wort, das in frühester Kindheit gehört, den Menschen zu dem macht, was er wird."

Herr Heinrich dachte eine Weile nach, küßte dann die Hand seiner Mutter und sagte milde: „Du hast ganz Recht, meine liebe theure Mutter."

Madame Treufeldt legte segnend ihre Hand auf des Sohnes Stirn. Es war ihr einziger Sohn, und wohl mochte ihr Mutterherz Schmerz empfinden bei dem Leid, was derselbe trug. Nie aber hatte dieser Schmerz etwas Bitteres, nie hörte man ein Wort der Klage, der Unzufriedenheit aus dem Munde eines dieser Beiden. Es war, als ob eine Atmosphäre von Glück und Frieden um das stille kleine Haus und den heitern Weinberg läge, ein Zauber, der mit allmächtiger Hand jedem Leid, das in seinen Bereich kam, den schmerzenden Stachel abbräche, und kein Ton ward hier so oft gehört, als der, herzlichen harmlosen Lachens; denn Herr Heinrich hatte einen allerliebsten Humor, und verstand die einfachsten Dinge mit unwiderstehlicher Komik vorzutragen.

Im Spätherbst, nach der Weinlese, wollte er wieder nach Dresden, wo er fast jeden Winter im Kreise sehr bedeutender Männer verlebte. Erst spät erfuhr ich, daß Herr Heinrich Treufeldt einer unserer beliebtesten lyrischen Dichter sei, dessen Poesieen ich lange lange kannte und liebte, und die ihm hohen Ruhm für alle Zeiten gesichert hatten, obgleich derselbe sich nicht an seinen Familien-, sondern an seinen Dichternamen knüpfte.

Auch seine beiden Schwestern, die Obristin

Maidstone und Fräulein Marie Treufeldt, die ich später kennen und innig lieben lernte, waren hochbegabte Naturen. Die Krone von Allen aber war die Mutter, die beste, heiterste, mildeste, thätigste aller Frauen, die ich je gekannt und auf deren Freundschaft und Achtung ich stolz gewesen.

Madame Treufeldt bewohnte ihr Weinbergshäuschen Winter und Sommer.

Sie hatte es für die rauhe Jahreszeit mit allen Mitteln versehen, den Stürmen zu trotzen; zudem lag es in einem vor den Nord- und Ostwinden vollständig gesicherten Thale, und als längst weit und breit die rauhe Hand des November das Laub von den Bäumen gestreift hatte, standen die Blutbuche, die zierliche Trauerweide, die beiden Acazien und die Linde, welche das Dach jenes Häuschens beschatteten, noch im vollen Schmuck ihrer vielfarbigen Blätter und an der südlichen Bergwand blühten blaue Veilchen neben der weißen Christblume, während hinter den Doppelfenstern die Camelias knospeten und vielfarbige Antemis ihre prächtigen Blüthensterne entfalteten.

Man kann immer und zu allen Jahreszeiten Blumen ziehen, wenn man ein wenig Sonnenschein hat, und ihn zu benutzen weiß, wie man immer und unter allen Verhältnissen Glück finden kann, wenn man

ein wenig Sonnenschein des Herzens, ein wenig Liebe in sich trägt, sagte Madame Treufeldt, als ich mich über ihre Blumen freute, die recht eigentlich dem Winter Trotz zu bieten schienen.

Ich merkte mir das Wort, wie so manche andere der theueren Matrone, und ehe wir uns für immer trennten, sprachen wir noch oft über dasselbe.

Glücklich sein ist des Menschen Bestimmung auf Erden, dies war der Grundsatz der würdigen Frau, und alles Ernstes behauptete sie zuweilen, daß jeder Mensch auf Erden genau so glücklich sei, als er zu sein verdiene.

Mir schien dies Wort ein sehr hartes, aber sie meinte dann lächelnd, leben Sie nur noch ein Wenig, arbeiten Sie fort und fort an sich selbst und Sie werden die Wahrheit desselben erkennen. Glück, echtes, wahrhaftes, menschliches Glück ist durchaus unabhängig von äußeren Verhältnissen, es bedarf nur zweier Factoren, um dasselbe hervorzubringen, und beide liegen in der eigenen Seele des Menschen und machen sich mit der Zeit die Verhältnisse unterthänig. Gesunder Verstand, der uns die Verhältnisse richtig würdigen, genau erkennen läßt, ist der eine derselben, ein sanftes, liebevolles Herz, der andere. Beide sind aber zum Glücke gleich nothwendig und

gleich wichtig, und beide sind, Dank sei es der Güte Gottes, jedem Menschen erreichbar. So ist denn auch jedes Menschen Glück in seine eigene Hand gegeben und er besitzt davon stets so viel, als er erworben.

So sagte sie, und sah dabei so mild und heiter aus, wie ein sonniger Herbsttag und ich hörte ihr zu und blickte voll Liebe und Ehrerbietung in ihr schönes Gesicht, dessen hohe reine Stirn Silberlocken umkräuselten, die sich unter dem weißen Häubchen hervorstahlen.

Einst, als ich auch ihr so gegenüber saß und ihre edeln Züge ansah, konnte ich lächerlicher Weise den Ausruf nicht unterdrücken:

„Wie schön müßen Sie in Ihrer Jugend gewesen sein, meine verehrte Freundin.“

Sie sah mich freundlich an und sagte: „Da sind Sie in einem großen Irrthum; obgleich aus einer durch Schönheit berühmten Familie stammend, war ich doch niemals selbst schön, kaum hätte man mich hübsch nennen können, ich will Ihnen das sogleich beweisen.“

Sie schloß bei diesen Worten einen altmodischen Schrank auf und nahm zwei Miniaturbilder von feiner Malerei daraus hervor, die sie mir zeigte. Beides waren jugendliche Köpfchen in einer Frisur,

die längst vergangenen Jahren angehörte, Beide waren von unverkennbarer Aehnlichkeit, und während sie das eine in meine Hand legte, sagte sie: „Dies war meine Schwester, und dies ist mein eigenes sehr getroffenes jugendliches Gesicht."

In der That, es war nicht schön, besonders wenn man es neben dem der Schwester betrachtete, das so außerordentlich zart, regelmäßig und lieblich erschien, daß man geneigt sein konnte zu glauben, es sei kein Portrait, sondern die Phantasie eines begabten Künstlers.

Das Gesicht der Madame Treufeldt zeichnete sich durch nichts aus, als durch den Ausdruck vollkommener Güte und ein gewisses harmloses Lächeln, das der Maler, der sich auch in diesem Bilde als großer Künstler gezeigt, wieder zu geben verstanden hatte.

„Ich würde fest geglaubt haben, dies Gesicht sei das Ihre," sagte ich auf das schönere deutend, „heute noch zeigt sich die Aehnlichkeit in Ihren älter gewordenen Zügen."

„Wir glichen uns auch," sagte die Matrone freundlich, „sehr oft findet man, daß ein sehr schönes und ein gewöhnliches oder gar häßliches Gesicht sich gleichen. Dies war auch bei mir und meiner Schwester

der Fall, die in ihrer Jugend für eine berühmte Schönheit galt."

„Mit vollem Recht, wenn dies Bild nicht geschmeichelt ist," entgegnete ich.

„Sie war jedenfalls in Wirklichkeit wenigstens eben so schön, wenn nicht noch schöner."

„Und lebt diese Schwester noch?" fragte ich eifrig.

„Sie ruht seit drei Jahren in Frieden aus von einem bewegten und schmerzvollen Leben," entgegnete sie mit einem Seufzer.

Die kleine Enkelin der Madame Treufeldt hatte sich auch an den Tisch gedrängt, und betrachtete die Bilder, die sie indeß wohl schon kannte, denn sie sagte: „Du hast mir schon recht lange nichts erzählt, von Dir und Großtante Lydia."

„Ein ander Mal, Betty, mein liebes Kind," entgegnete Madame Treufeldt, das Lockenköpfchen der Kleinen streichelnd.

„Ich möchte wohl auch Etwas von Ihnen und Ihrer Schwester, von Ihrer inneren Entwicklung und Lebensrichtung hören und erfahren," sagte ich, meine bejahrte Freundin anblickend.

Sie lächelte, nie habe ich ein lieberes Lächeln auf einem Menschenantlitz gesehen. „So will ich denn in Ihrer Gegenwart erzählen," sagte sie freundlich,

„und ich gestatte Ihnen auch recht gern, aus den Bruchstücken meines Lebens, die ich Ihnen, so gut ich kann, mittheilen werde, einen hübschen Roman zu bilden, das heißt natürlich wenn ich einmal dies Bruchstück der Ewigkeit, das wir Leben nennen, hinter mir haben werde."

Sie reichte mir dabei ihre Hand und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, dieselbe an meine Lippen zu drücken.

Sie schlang ihre Arme um meinen Nacken, und sagte mich küssend: „Was Sie doch noch für ein jugendliches Herz haben, Sie liebe Enthusiastin, aber eben deshalb bin ich Ihnen ja so gut und nun setzen Sie Sich hier in diese warme Kaminecke mit Ihrem Strickzeug und hören Sie zu, wenn ich meiner Betty und Ihren Mädchen Geschichten aus dem Leben einer Großmutter erzähle. Das menschliche Herz ist zu allen Zeiten ein wunderlich Ding gewesen, und wir Frauen, die wir nur mit dem Herzen leben, können natürlich auch nur Herzensgeschichten erzählen."

Frau Treufeldt erzählte nun. — Was sie erzählte, war ein Stückchen aus einem Frauenleben, ganz einfach, ganz schlicht aber lebendig und wahr.

Gelegentlich erzählte sie denn wieder ein anderes Bruchstück, wiederholte auch wohl auf inständiges

Bitten der jugendlichen Zuhörerinnen, dies oder jenes, und entrollte so allmälig vor mir das Bild eines Seelenlebens, das mich eben so innig anzog als ihre ganze Persönlichkeit.

Drei Jahre genoß ich das hohe Glück ihres Umganges, dann rief das Schicksal mich aus ihrer Nähe und kurze Zeit darauf that ihre verklärte Seele den Schritt durch die Pforte des Grabes in ein helleres Dasein.

Ich sah sie nicht mehr wieder, ich habe auch noch keine Blume auf ihr Grab pflanzen können. —

Dies Buch ist der Kranz, den ich liebend auf dasselbe lege. —

Blumen der jugendlichen Jungfrauen, die er jagte, und entrollte so allmählig vor mir das Bild eines Seelenleidens, das mich mehr so innig bewog als ihre ganze Vergangenheit.

Viel Jahre genoß ich das hohe Glück ihres Umganges, dann rief das Schicksal mich aus ihrer Nähe, und kurze Zeit darauf ebnet ihre verklärte Seele den Schritt durch die Pforte des Grabes in ein besseres Dasein.

Ich sah sie nicht mehr wieder, ich habe auch nicht seine Blume auf ihr Grab pflanzen können. —

Dies Buch ist der Kranz, den ich liebend auf dasselbe lege.

Erstes Capitel.

Leise murmeln es die Bäche,
Daß Gott Flur und Aue liebt,
Daß die Rose, die ich breche,
Mir ein guter Vater giebt.
Daß Er uns aus der zarten Hülle
Selbst die goldnen Früchte winkt,
Und durch Ihn des Lebens Fülle
Jede neue Knospe trinkt —

Jakobi.

Im Jahre 17 . . bald nach der dritten Theilung Polens entschloß sich ein junger Landwirth, der zweite Sohn eines begüterten Kaufmannes in Elbing, sein Vermögen und seine Thatkraft in jenen neu hinzugekommenen Landestheilen, die den Namen Neu- Ost- Preußen erhalten hatten, zu verwerthen.

Er kaufte Güter, welche einem polnischen

Magnaten gehört hatten, der zur Zeit in Paris lebte, baute an der Stelle des verfallenen von Ratten und Blindschleichen bewohnten Palastes, ein einfaches behagliches Wohnhaus, heirathete ein deutsches Mädchen, das ihm ans Ende der Welt gefolgt wäre, weil es ihn liebte, zog deutsche Handwerker, deutsche Taglöhner auf seinen Grund und Boden und bildete so eine deutsche Häuslichkeit auf einer Stelle, wo vor ihm wohl noch kein deutsches Wort erklungen.

Dieser Mann führte den echt deutschen Namen, Ernst Wohlgemuth. In den drei ersten Jahren ihrer Ehe gebar seine junge Gattin ihm zwei Töchter, von denen die ältere Lydia, die zweite Louise genannt ward.

Beide kleine Schwestern waren reizende wunderniedliche Geschöpfchen, die Freude und das Spielwerk und der Stolz der Eltern, bis sie in ungemein frühem Alter von der Geißel heimgesucht wurden, die damals die Menschheit decimirte. Sie bekamen die Pocken, als Louise drei, Lydia fünf Jahre alt waren. — Das jüngere Mädchen hatte die Krankheit im höchsten Grade. Sie lag vierzehn Tage lang gänzlich erblindet, das arme kleine Gesicht mit Schwären bedeckt und geplagt von der gräßlichsten Fieberglut. Die ältere dagegen, war fast fieberlos, hatte im Gesicht nur

eine einzige Pocke, die neben dem Ohr saß und spielte und lachte den ganzen Tag in ihrem Bettchen, neben welchem Vater und Mutter abwechselnd weilten, um ihr die Zeit zu vertreiben. Louise lag unterdeß bewußtlos, empfing Arzenei, ward gepflegt und gewartet ohne eine Ahnung zu haben, wer neben ihr weile, und als endlich die Wuth der Krankheit nachließ, als ihre Augen sich von Neuem dem Lichte öffneten, da war sie so matt und schwach, daß sie nach nichts Verlangen trug als nach Ruhe und Schlaf.

Aus einem Schlummer in den andern fallend, von Zeit zu Zeit ein wenig Limonade oder Gelée genießend, lebte sie, ob Tage, Wochen oder Monate, sie wußte von keiner Zeit, aber als sie endlich das Bett verließ, war sie um eine Hand breit gewachsen, draußen, wo als sie sich niederlegte, Blumen geblüht hatten, lag der Schnee und in dem großen Ofen des Zimmers prasselte lustiges Feuer.

Ihre ältere längst genesene Schwester ward in das Krankenzimmer geführt, um ein wenig mit ihr zu spielen, aber das Kind hielt sich die Händchen vor die Augen, weinte und schrie und wollte nichts von ihr wissen.

Vergebens versuchte die weinende Mutter, das

kleine Mädchen zu beruhigen, vergebens drohte und schalt der Vater. Lydia rief einmal über das andere, mit jammervoller Stimme, das ist nicht meine Schwester, das ist nicht meine Louise, meine Louise war so hübsch, so hübsch, das garstige Kind soll fortgebracht und meine Schwester zurückgeholt werden.

Die kleine Louise hörte es, sie streckte die matten Hände dem Schwesterchen entgegen und versuchte ihr zu sagen, daß sie ja doch Louise sei und ihre Schwester so herzlich liebe, aber selbst ihre Stimme war verändert und klang hart und rauh, und während sie noch strebte sich erkennbar zu machen, kam die Schwäche der Krankheit von Neuem über sie. Gewölk schien sich vor ihren Augen zusammenzuballen, sie hörte ein Geräusch wie Windeswehen, ihre Füßchen versagten ihr den Dienst, und als sie wieder zur Besinnung kam, lag sie in ihrem Bett, es war schon Abend geworden und die alte Muhme Elsbeth saß neben ihr und las mit der Brille auf der Nase ein Abendgebet:

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der ihr gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen
Sei ewig meine größte Pflicht,

Der Herr hat mein noch nie vergessen,
Vergiß o Herz auch seiner nicht. —

Das kranke Kind stützte das Köpfchen auf die Hand, sah mit den großen müden Augen der alten Frau in das runzlige Gesicht und sagte: „Darf ich Dich etwas fragen, liebe Muhme Elsbeth?"

„Frage!" entgegnete die Matrone, „aber dann laß mich auch beten, Louischen."

„So sage mir, liebe Muhme, was verhärtetes Gemüthe und erstickter Dank ist, Du sagst das alle Tage, ich habe es sogar gehört, als ich so sehr krank war und es klingt so graulich und ich möchte so gerne wissen, was es ist. Erstickter Dank! das muß was sehr schreckliches sein."

„Ich glaube, das arme Kind hat wieder Fieber," sagte die alte Frau und nahm das Händchen der Kleinen in ihre magere und knochige Hand, aber die Fieberglut war verschwunden und die großen klaren Augen blickten ganz ruhig und nur sehr neugierig und nachdenkend aus dem von den Pocken grausam entstellten Gesichtchen hervor.

„Ja Herzchen, wie soll ich Dir das sagen," meinte die Alte, die von den Fragen des Kindes nicht selten arg in die Enge getrieben wurde, „das verstehst Du noch gar nicht, und Christum lieben ist über-

dieß besser als Alles wissen, schlaf nur wieder ein, und denk gar nicht an solche Dinge."

Die Kleine aber schüttelte den Kopf und dachte fort und fort, was wohl erstickter Dank und verhärtetes Gemüthe sein möge, und dachte so lange und so eifrig, bis sie diese Dinge ganz deutlich vor Augen sah, als schreckliche Gestalten mit langen Schleiern, hinter denen entsetzliche Gesichter lauerten und Knochenhände sich verbargen. Noch als sie am nächsten Morgen erwachte, wußte sie ganz bestimmt, daß das ‚verhärtete Gemüthe' große glühende Augen und eine abscheuliche rothe Zunge habe, während ‚der erstickte Dank,' lang und dünn, wie eine Rauchsäule und mit einer schrecklich großen spitzen Nase versehen sei.

Sie durfte jetzt wieder täglch das Bett verlassen. Anfangs nur auf ein Stündchen, dann allmälig auf längere Zeit und endlich schwand die krankhafte Mattigkeit ganz aus dem jugendlichen Körper, Louise spielte und hüpfte wieder wie sonst und nach manchem Zureden gewöhnte sich auch Lydia an das veränderte Aussehen der Schwester und liebte sie wieder und spielte mit ihr in harmloser Kindesfröhlichkeit.

Louise wußte und ahnte nicht, welch ein schweres Leid für ein Mädchen der Verlust der Schönheit ist. Sie sah verwundert im Spiegel ihr ganz ver-

ändertes Gesicht, das sie selbst recht unangenehm fand, mit den großen Pockengruben, den rothen und blauen Flecken auf Stirn und Wange, die Augen ohne Wimpern und Brauen und dem kahlen Schädel, auf dem erst hin und wieder ein Härchen zu keimen begann.

Wenn am Sonntag früh Muhme Elsbeth ihre beiden Pfleglinge wusch und anputzte, freute sie sich und klaschte in die Hände, weil ihr Schwesterchen so gar hübsch aussah. Sich selbst konnte sie ja nicht sehen und verlangte nicht darnach, sie wußte, daß der Spiegel ihr ein gar zu häßliches Bild zeigen mußte und darum vermied sie ihn.

Bald aber sollte sie annähernd erfahren, welchen Werth die Schönheit habe.

War Gesellschaft im Hause, so ward Lydia stets in ihre besten Sachen gekleidet und Mama kam sie auf ein Stündchen herunter holen. Manchmal, besonders Anfangs bat Louise, dann auch mit kommen zu dürfen, und mit einem leisen Seufzer gewährte es die Mutter. Bald aber verlangte sie nicht mehr darnach. Alle Anwesenden freuten sich über Lydia und bewunderten sie. Das kleine Engelchen mußte tanzen, Gedichtchen hersagen, man riß sich um ein Küßchen von ihr und brach in laute

Bewunderung ihrer Schönheit aus, während Louise unbemerkt in einem Winkelchen stand und höchstens irgend eine von den älteren Damen bedauernd flüsterte: „Die arme Kleine, wie grausam die Pocken sie entstellt haben."

Sie fühlte das mit Schmerz, auch das jüngste Herzchen sehnt sich nach Liebe und Lob, und als sie einst wieder aus dem Gesellschaftskreise in die stille Kinderstube zurückkehrte, fragte sie ganz traurig: „Muhme Elsbeth, haben denn alle Menschen nur schöne Kinder lieb?"

„O nein, mein Herzchen," sagte die verständige Alte, „nur die fremden Leute zerreißen sich so nach den schönen Kindern, weil sie nichts Anderes von ihnen sehen können. Im Hause, Eltern und Lehrer und Gesinde, Verwandte und Freunde ziehen die artigsten vor, gleichviel ob sie mehr oder weniger hübsch sind, und der liebe Gott sieht ins Herz und liebt nur die, die reines Herzens sind."

„Und nicht wahr, artig und reines Herzens kann man auch sein, wenn man recht häßlich ist?"

„Gewiß gewiß, mein liebes Kind!"

„Und dann wird man geliebt, auch wenn man so große Pockennarben und so garstige blaue Flecke im Gesichte hat?"

„Gewiß gewiß, mein liebes Engelchen, von Gott und Menschen,“ antwortete die alte Kindermuhme weinend und bedeckte das kleine Mädchen mit Küssen.

Das war ein Wort, das tief in das Herz Louisens fiel, eines jener entscheidenden Worte, die das Samenkorn bilden, aus welchem der Charakter des Menschen erwächst.

Sie wollte artig und reinen Herzens sein, um von Gott und Menschen geliebt zu werden.

In die Gesellschaftszimmer mochte sie gar nicht mehr gern gehen, sie bat auch nie mehr dahin mitgenommen zu werden. Es war Lydia's unbestrittenes Vorrecht, dort hingebracht und gehätschelt zu werden.

Louise blieb bei Muhme Elsbeth und war artig nach besten Kräften.

Das Artigsein ist indeß bisweilen eine langweilige Sache. Ein artiges Kind darf nicht laut jubeln und jauchzen, nicht allzu viel herumlaufen, darf sich nicht das Kleidchen beschmutzen oder zerreißen, darf nicht zu viel fragen, muß früh zu Bette gehen, einen ganzen Teller Suppe essen und noch tausend andere lästige Dinge thun. Die kleine Louise vergaß bisweilen das Artigsein und tollte, schrie, sprang und lief mit der schönen Schwester in die Wette, die

gar nicht nöthig hatte, artig zu sein und doch geliebt wurde, und wie geliebt! von Vater und Mutter, von allen Freunden und Gästen des Hauses, von jedem vorübergehenden Fremden.

Louise saß in der Kinderstube und hatte Langeweile. Der Winter ist im Kindesalter von unendlicher Länge. Ein Jahr, das dem Erwachsenen wie ein Traum verfliegt, erscheint dem Kinde eine Ewigkeit.

Muhme Elsbeth zog zwischen den Doppelfenstern einige Hyacinthen. Manchmal, wenn das Artigsein der Kleinen gar zu schwer ward, kletterte sie auf die Stuhllehne der Alten, drückte die Stirn an die Fensterscheibe und schaute hinaus in den Hof, wo die Hühner scharrten, die Kühe zur Tränke getrieben wurden und bisweilen im hellen Sonnenschein die kleinen weißen Lämmchen herumspringen durften. Das war sehr hübsch, o wie hübsch, Louise liebte die Lämmer und die Kälbchen, wenn aber nichts auf dem Hofe zu sehen war, so betrachtete sie auch gern die Hyacinthentöpfe, in denen sich leise und kaum merklich, etwas Eigenthümliches zu regen begann. Ein feines grünes Perlchen kam aus der Erde, klein und blank, aber es blieb nicht so, es ward größer, es schien einen kleinen Mund zu öffnen, in dem es ein zweites Perlchen hielt.

„Meine Hyacinthen wachsen schön,“ sagte Muhme Elsbeth. Louise wußte das schon, sie hätte das beste Kleid ihrer Puppe hergegeben, wenn sie hätte zusehen können, wie die Hyacinthen es machten, daß sie wuchsen. Es kamen bitter kalte Tage. Die Welt lag da wie in Schnee eingewickelt, am Himmel war die Sonne nur ganz kurze Zeit und dann spazierte der Mond den ganzen Abend und die ganze Nacht über den Himmelsbogen weg und Louise erwachte um Mitternacht und sah, wie der Mond hoch oben am Himmel stand, einem großen silbernen Knauf gleichend, der das blaue Zelt, das über die weiße Erde ausgebreitet war, oben fest zusammenhielt. Einige Zeit darauf war er kein Knopf mehr, sondern ein kleiner feiner Kahn, der früh Morgens, wenn Elsbeth den Ofen heitzte, über den braunen Wipfeln des Waldes hing und leise niederglitt, bis die Bäume ihn ganz und gar verdeckten.

„Warum ist der Mond einmal rundbäckig und dann wieder schmal?“ fragte die Kleine.

„Das hat Gott so gemacht,“ sagte Muhme Elsbeth.

Die Hyacinthen entwickelten sich indeß mehr und mehr, niemand konnte sagen, wie sie so schön geworden waren, aber allmählig standen sie da, roth,

blau, weiß und paille blühend und erfüllten das Zimmer mit ihrem süßen Duft. Louise schwamm in einem Meer von Glück, sie küßte heimlich hinter Elsbeth's Rücken, die grünen schlanken Blätter, sie guckte in die zierlichen Glöckchen, sie kniete Stunden lang auf Elsbeth's Stuhllehne und bewunderte die schönen lieben Blumen.

„Sage mir nur Eins, nur das Eine, meine liebe gute goldene Muhme Elsbeth," sagte sie endlich, „wie machen es die Hyacinthen, daß sie so schön werden? ich weiß doch ganz gewiß, daß in den braunen runden Zwiebeln, die ganz und gar nach nichts aussehen, die prachtvollen Blumen nicht gesteckt haben können. —"

„Gott läßt sie wachsen," antwortete die Alte.

Auch der längste Winter vergeht endlich. Auf Sturmesflügeln kam der Lenz. Herr Wohlgemuth kam vom Felde nach Hause und erzählte bei Tisch seiner Gattin, daß der Memelstrom mit Eis ginge.

Der Wagen kam Nachmittags und Papa und Mama und die beiden kleinen Mädchen setzten sich in denselben und fuhren nach den Jelgodischker Bergen, dem Eisgange zuzusehen.

Louise saß auf ihres Vaters Knie, und hatte die Arme um seinen Hals geschlungen, während sie

zitternd in das wilde Gewoge und Gebrause unter sich schaute.

„Papa, mein lieber Papa," fragte sie leise flüsternd, „wer hat denn das Eis, über das wir noch vorige Woche im Schlitten fuhren, so in tausend Stücke gebrochen, die jetzt sich über einander schieben und tosen und schäumen?"

„Die Hand Gottes, mein Kind."

„Kann Gott denn Alles?" fragte die Kleine mit ängstlichem Herzklopfen.

„Alles, Alles, denn er ist allmächtig, aber er thut nur Gutes, weil er auch allgütig, und die Liebe selbst ist."

Das waren die Samenkörner, aus denen der Charakter des kleinen Mädchens sich entwickelte.

Sie verstand die Worte ihres Vaters über Gott so wenig als jene vom ‚erstickten Dank,' aber sie machte sich ein Bild von Gott, das freilich ganz kindisch war, ihre junge einsame Seele jedoch sehr süß beschäftigte und auf wunderbare Weise erhob.

Denn einsam im hohen Grade war die kleine Louise, und je mehr das Haus ihrer Eltern sich mit Gästen füllte, desto einsamer war das unschöne Kind.

Lydia war der Liebling aller Welt, selbst Muhme Elsbeth zog das schöne, fröhliche immer spielende und

tändelnde kleine Mädchen der häßlichen Schwester vor, die ewig Etwas zu fragen hatte, Etwas erklärt wissen wollte und durch ihre Fragen die schlichte alte Frau aus einer Verlegenheit in die andere jagte.

„Sie ist gar nicht wie ein Kind, sie ist mit ihren großen braunen Augen, die einen so durchdringend ansehen und in dem häßlichen Gesicht so wunderlich blitzen, ordentlich wie ein Spuk," sagte Muhme Elsbeth eines Abends, als sie Louisen schlafend glaubte zu dem alten Doctor Schlesinger, der von Rußland hinüber gekommen war, um nach der kranken Frau des Zoll-Inspectors zu sehen und bei dieser Gelegenheit gleich die ihm befreundete Familie Wohlgemuth besucht hatte, und dort zu Nacht blieb.

„Sie ist ein äußerst gewecktes lebhaftes und sehr gutartiges Kind," entgegnete der Doctor, „mich interessirt das kleine Geschöpfchen mehr, weit mehr als die schöne Schwester."

Louise hörte das, sie weinte leise in ihre Kissen, daß auch Muhme Elsbeth sie nicht lieb hatte, aber ein Trost war es ihr doch, in dem guten Doctor einen Freund zu besitzen, der ihr so aufrichtig wohl wollte.

Leider war er nur so selten anwesend, er wohnte

in Rußland, jenseits der Memel, das Wasser lag zwischen ihr und dem einzigen Menschen, der sie lieb hatte.

Je mehr sie sich indeß unter Menschen fremd fühlte, desto inniger ward ihre Sehnsucht Gott zu finden. Er liebte die Kinder, die reinen Herzens sind, er war ja die Liebe selbst und alles Gute und Schöne, Mondschein, Blumen, der Frühling, Alles kam aus seinen Händen.

Wie es draußen wärmer und grüner wurde, war die Kleine den ganzen Tag in ihrem Gärtchen.

Niemand bekümmerte sich um sie, denn die alte Elsbeth hatte genug zu thun mit Nähen und Flicken und Plätten und hundert andern Dingen. Lydia war fast immer bei der Mutter, und so spielte Louise denn im schönen Sonnenschein, säete Blumen und freute sich, wenn die kleinen Keimchen aus der Erde krochen. Sie fragte jetzt nicht mehr. Sie wußte, daß man sie ihrer Fragen wegen nicht liebte und so saß sie denn und träumte von Gott, der Blumen und Sterne gemacht.

Selbst Mittags aß sie, wenn Gesellschaft anwesend, nicht mit den Eltern. Früher hatte auch Lydia ihr Mittagbrod mit ihr und der alten Elsbeth getheilt und die Kinder waren nur zum Nachtisch in das Speisezimmer gebracht worden. Jetzt aß Lydia

immer mit Papa und Mama, sowie aber Besuch kam, war für Louise kein Platz mehr am Tische.

Sie fand das ganz natürlich, aber dennoch that es ihr weh, so weh, daß sie in heftige unaufhaltsame Thränen ausbrach, als sie an einem Sonntage, wo unerwartet Gäste zu Tisch erschienen, hinauf in die Kinderstube zur Muhme Elsbeth geschickt ward.

Vergebens bemühte sie sich ihrer Thränen Herr zu werden. Die Alte schlang ihre Arme um sie und sagte liebreich: „Weine nicht, Louischen, nein, weine nicht so, ist Dir's denn so unangenehm, einmal wieder mit Deiner alten Muhme zu essen?“

Die Kleine schüttelte heftig das Köpfchen. „Gar nicht, gar nicht, meine gute liebe Muhme,“ sagte sie, als die Thränen sie zu Worte kommen ließen, „ich möchte nur Eins wissen, ein Einziges, o wenn Du mir das sagen könntest.“

„Was denn, mein Louischen, mein gutes Kind?“

„Warum mich Gott, der so gut ist und Alle liebt, so häßlich hat werden lassen, durch die bösen Pocken?“

„Vielleicht,“ sagte die Matrone, „weil Du eitel und leichtsinnig geworden wärest, wenn er Dich schön ließ. Vielleicht weil er will, daß Du sehr gut, sehr geduldig, sehr freundlich und sehr sanft werden sollst,

zu aller Menschen Freude, und durch Deine guten Eigenschaften beweisen sollst, daß Schönheit unwesentlich ist, um geliebt zu werden."

Louise trocknete das kleine Gesicht. „Wie erwirbt man sich aber gute Eigenschaften, liebe Muhme?" fragte sie eifrig.

„Nun zuerst muß man nie auf eine schönere neidisch sein, sondern sich darüber freuen, daß sie ein Gut besitzt, was uns versagt ward."

„Das ist sehr schwer," meinte Louise.

„Aber es ist der Anfang und das Allernöthigste und ohne dies kann man gar nicht weiter gute Eigenschaften erwerben."

„Ich will es versuchen," sagte Louise.

„Dann muß man auch gern und fleißig lernen."

„O ich lerne sehr gern, Muhme Elsbeth, das weißt Du wohl. Papa sagt, ich lerne so leicht. Er wundert sich, daß ich so schnell lesen gelernt."

In der That hierin hatte das kleine Mädchen vollkommen Recht.

Schwerlich hat es viele Kinder gegeben, die so leicht und gern lernten als eben Louise.

In dieser jungen beweglichen Seele war ein Trieb zu Erkennen, zu Wissen, sich zu erfüllen und auszubreiten, der denjenigen, der sich die Mühe ge-

nommen, sie zu beobachten, mit Staunen hätte erfüllen müssen.

Im elterlichen Hause nahm sich aber niemand diese Mühe.

Madame Wohlgemuth lebte für ihren Gatten, für ihre große Wirthschaft und für die ausgebreitete Geselligkeit, die Herr Wohlgemuth liebte und hier an diesem seltsamen Punkte der Erde auf ganz eigenthümliche Weise cultivirte.

Die Güter, welche Herr Wohlgemuth erkauft, lagen nämlich geradezu auf der Grenze dreier Reiche. Dicht vor seinem hübschen Wohnhause stand der Pfahl mit dem preußischen Grenzadler, zwanzig Schritte davon, am Ufer eines kleinen der Memel zueilenden Baches, der weiße Adler Polens, und das jenseitige Ufer des Memelstromes war zur Zeit der Anfang des ungeheuern Rußland.

Eine Menge von Beamten, auf preußischer Seite größten Theils Leute von Bildung, bewohnten, von ihrer Dienstpflicht dorthin verwiesen, diesen abgelegenen Erdwinkel. Die großen Güter des Fürsten Subow erstreckten sich auf der russischen Seite bis ans Memel-Ufer, und eines der Schlösser dieses Magnaten schaute von einer reizenden Anhöhe herab neugierig über den Strom und schien die Achsel zu

zucken über das kleine bürgerliche Wohnhaus des deutschen Landwirths am andern Ufer.

Der Fürst residirte freilich dort nicht, oder besuchte es höchstens einmal im Fluge, aber ein deutscher Verwalter bewirthschaftete die Güter, ein reichgewordener Mann von feinem Wesen und mannigfachen Kenntnissen, zu dessen Familienkreise eine Menge gebildeter Personen gehörten. Ein Engländer, Master Maidstone, hatte die Aufsicht über die ungeheuern Stutereien des Fürsten. Eine Schweizer-Französin fungirte als Gouvernannte bei den Kindern des fürstlichen Verwalters. Kosaken-Officiere, am Don geboren und in Petersburger Cadettenhäusern erzogen, commandirten die Grenzsoldaten auf der russischen Seite, während zwei junge Infanterie-Officiere mit ihren Leuten auf der preußischen stationirt waren, und alle Tage und Stunden in Herrn Wohlgemuth's Hause eine freundliche Aufnahme, ja halb und halb eine beständige Wohnung hatten.

Hundert Schritt hinter dem weißen polnischen Grenzadler, dessen Pfahl auf einem grünen Hügel stand, um den sich schäumend die wilden Wasser der Swantowit winden, lag ein Städtchen, das freilich nur aus erbärmlichen Lehmhütten bestand, aber ein schönes mächtiges Herrenhaus, der Sitz eines

Starosten, der in Paris lebte, stand auf der nächsten Anhöhe und an deren Fuß eine katholische Kirche mit einem Kloster des Cistercienser-Ordens. Die Starostei bewohnte ein Amtmann mit seiner Familie.

Alle diese Personen gehörten dem höheren Mittelstande und bildeten einen ziemlich wunderlichen aber nicht unangenehmen Umgangskreis für Herrn Wohlgemuth und seine liebliche Gattin.

Louise sah wie einen Bienenschwarm Polen, Russen, Engländer, Franzosen, Deutsche aus allen Gegenden des Reiches, Kosaken und Tartaren an sich vorüberfliegen und im Vaterhause eine fröhliche Gesellschaft bilden.

In den Sommertagen, die jetzt so fröhlich über das Land zogen, waren die Zimmer den Gästen leicht zu eng und zu warm und die geschorenen Buchengänge des Gartens, die Terrassen, auf die wunderlich verschnittene und verstutzte Bäume ihre abenteuerlichen Schatten warfen, waren dann Promenaden und Speisesäle der Gäste.

Manchmal wurde dann bis tief in die Nacht hinein musicirt und auf dem grünen Rasen getanzt, während an andern Stellen Tische standen, beleuchtet von Lichtern, die durch Glaskugeln vor dem Winde geschützt waren, besetzt mit Speisen und Wein. Auch

aus den Zimmern strahlte das Licht, dort saßen russische und polnische Herren und spielten Karten, bisweilen so lange, daß der Morgen goldig hineinschaute und die Kerzen unnöthig machte.

Louise, ein kaum vierjähriges Kind, sah das ohne sich etwas dabei zu denken. Ihr kam es als eine Nothwendigkeit, als etwas sich ganz von selbst Verstehendes vor. — Sie spielte für sich oder mit dem Schwesterchen bald im Garten, bald im Hofe oder im Kinderzimmer, und versuchte nicht neidisch zu sein, wenn Lydia aufgeputzt wurde, um der Gesellschaft zum Spielwerke zu dienen. Auch lernte sie fleißig, was Muhme Elsbeth in ihren freien Stunden sie lehrte, um so sich Gottes Liebe zu erwerben.

Sie hatte dabei eine dunkle Vorstellung von dem Glück geliebt zu werden, und meinte, wenn sie recht gut sei, so würde eines Tages Gott hinter den Buchenhecken hervortreten oder aus dem nahen Walde ihr entgegenkommen, oder sich leise in einer der roth goldenen Abendwolken zu ihr niederlassen und freundlich sagen: „Komm her, mein armes Kind, ich habe Dich lieb,“ und dann mit ihr spielen und sie hätscheln wie Mama und Papa das Schwesterchen hätscheln.

Wunderbar verwebt war der Gedanke an Gott

für ihre Kinderseele mit jeder Blume jeder Frucht, mit dem allmälig reifenden Getreidefelde, mit dem Himmel und seinen Sternen, kurz mit allem Guten und Schönen in der Natur.

Als Muhme Elsbeth die ersten Kirschen aus dem Garten brachte, sagte sie: „Der liebe Gott hat sie dies Jahr in solcher Menge gegeben, daß die Bäume unter ihrer Last brechen.“ Wenn Louise einen Strauß pflückte und ihn noch ganz thaufrisch Morgens der lieben schönen Mama brachte, sagte diese: „Welch eine Pracht hat der liebe Gott in die Pflanzenwelt gelegt.“

Wenn Papa auf seinem schönen braunen Pferde Ariol vom Felde geritten kam, sagte er: „Gott giebt eine höchst gesegnete Ernte,“ und Louise, die das Alles hörte, bekam einen immer höheren Begriff von dem Freunde, den sie sich zu erwerben bemühte und sehnte sich mehr und mehr endlich seine Bekanntschaft zu machen.

Inzwischen war sie sehr allein und da sie mit dem Schwesterchen nur selten spielen konnte, da Lydia fast immer bei Mama war, so suchte sie sich Spielgefährten, und fand sie bald in nächster Nähe.

Der große prächtige Schafstall umhegte eine

Seite des Hofes, und dorthin schlich das kleine Mädchen sehr gern und — spielte mit den Lämmern.

Sie waren so niedlich, waren so munter und kannten bald das kleine Mädchen und leckten Salz aus ihrem Händchen und rieben ihre schneeweißen Köpfchen an Louisens Arm und ihrer Schürze.

Die Kleine war bisweilen Tage lang bei diesen ihren Spielgefährten.

Es war schon wieder Herbst geworden, im Hause war ein großer Ball. Mamas hübsches Stubenmädchen hatte Lydia sehr schön ausgeputzt, um unten bei der Gesellschaft zu sein. Muhme Elsbeth mußte in der Küche helfen, niemand im Hause verstand so gut wie sie, Apfelsinen, Crême und kleine Pastetchen zu bereiten, und so übernahm sie denn diese Arbeit bei außerordentlichen Fällen stets. Louise war also ganz allein und schlich beim sinkenden Abend über den Hof zu den Lämmern.

An den Dachbalken hing wie immer eine Hornlaterne und warf ihr blasses Licht auf die Raufen, auf den mit Stroh und Streu bedeckten Fußboden und die nackten Wände. Die Lämmer drängten sich umher und blöckten in den verschiedensten Tonarten, und an den Raufen stand ein alter Mann mit blauem Rock und langem weißem Bart und Haar,

so weiß, daß es im spärlichen Licht der Laterne, das aber gerade auf sein Gesicht fiel, wie Silber glänzte.

Er steckte den kleinen Lämmchen eben ihr Futter auf und richtete seine Augen, als die Thür geöffnet wurde, auf das eintretende kleine Mädchen.

Nie noch in ihrem ganzen Leben hatte Louise solche Augen gesehen, sie schienen ihr zwei Sonnen ohne deren blendenden Glanz. Dabei war der alte Mann groß, schlank und hoch, wie ein Tannenbaum oder wie die gerade aufsteigende Rauchsäule, und es lag etwas so Mächtiges, so Wundersames in seinem Gesicht, daß der Eintretenden schier das Herz still stand, indem der Gedanke es durchzuckte: Das ist der liebe Gott.

Sie blieb stehen, sie zitterte, aber der Alte sprach mit einer sanften und klangvollen Stimme: „Komm nur näher, kleines Mädchen, und fürchte Dich nicht vor mir, ich habe Kinder sehr gern."

Sie schlich nun blöde zu ihm und stellte sich an seine Seite und er tätschelte ihre braunen Haare, zog aus der Tasche seines blauen Rockes etwas hervor und sagte: „Da das will ich Dir schenken."

Sie nahm es mit zitternder Hand, es war ein kleines Körbchen, von festen Wurzelfasern geflochten,

aber so schön und fein, wie sie noch nie etwas Aehnliches gesehen hatte.

Louise wurde nicht sehr oft beschenkt, so etwas Schönes hatte sie noch nie besessen, und sie zog daher die große feste Hand, die ihr diese Freude machte, schmeichelnd und dankend an ihre Lippen. Der Greis aber beugte sich, — er mußte sich gar tief zu der kleinen Gestalt niederbeugen — und küßte das Kind auf die Stirn.

In diesem Augenblick schien sich Alles um Louise zu drehen, es blitzte vor den Augen des Kindes, eine unnennbare Seligkeit glühte in ihrem Herzen und ohnmächtig lag sie in den Armen des Schäfers, der leise sie auf den Boden legte, eine kleine Flasche aus seinem Rock zog und ihre Schläfen mit dem Inhalt derselben anfeuchtete.

Sie erholte sich, tief athmend blickte sie empor und fragte: „Nicht wahr, sag mirs, Du bist Gott, der zu mir gekommen ist und mich lieb haben wird, weil mich niemand, niemand in der Welt sonst lieb hat."

Ein Strom von Thränen brach bei diesen Worten aus der Seele des vereinsamten Kindes und mit namenloser Wonne schlang sie ihre Arme um den

Hals des Greises, der sich niedergesetzt hatte, und sie auf seinem Schooß hielt.

Der Alte schüttelte langsam sein silberhaariges Haupt, küßte das weinende Kind, murmelte einige Worte vor sich hin und sagte: „Ich bin Gottfried, und ich werde Dich sehr lieb haben, ich habe Dich schon lieb, armes Kind! armes Kind!“ und dann murmelte er wieder; „die Heidenwirthschaft, die Pollackenwirthschaft, die Gottlose Zucht da! so ein armes Ding, so ein Würmchen!“

Louise war von jetzt ab mehr als je im Schafstalle. Obgleich sie sehr bald inne ward, daß der fremde schöne Greis nicht der liebe Gott, sondern der neue Schäfer sei, den Papa von weit, sehr weit verschrieben, so behielt er doch für sie einen eigenen wunderbaren Schein.

Gottfried wußte Alles. Er kannte jedes Kraut, das im Felde wuchs und erzählte dem lernbegierigen Kinde von seinen Eigenschaften und wozu man es brauchen könne. Er zeigte der Kleinen die Sterne, die immer am Himmel bleiben, den großen Wagen und das W*) und den Nordstern und sagte ihr,

---

* Die Schäfer und Hirten nennen so das Sternbild der Kassiopeia.

was die Uhr sei, wenn er, es sei bei Nacht oder bei Tage, einen Blick an den Himmel warf. Er fing im Winter Schneeflocken auf seinem blauen Aermel auf und ließ Louise sehen, daß jeder einzelne ein wunderbar hübsch geformtes Sternchen sei, indem er ein rundes Brennglas, das er besaß, darüber hielt. Er zeigte ihr den Samen der Distel mit den weißen Federchen, die ihn krönen und ihn fähig machen weit über Land zu fliegen, und das kleine Samenkörnchen des mächtigen Tannenbaums mit den feinen Flügeln.

Er nahm sie trotz Herbststurm und Winterfrost mit hinaus aufs Feld und zeigte ihr das Leben und Weben der schaffenden Natur in den warmverhüllten Knospen, in denen der Blätterschmuck des nächsten Lenzes die rauhe Jahreszeit durchträumte. Er zeigte ihr an den gefällten Stämmen der mächtigen Waldbäume, die zur Feuerung in den Hof gefahren wurden, die Jahresringe, in denen der Baum dem Menschen erzählt wie alt er sei. Er zeigte ihr im Walde die kleinen weichen Moospolsterchen, die dann schon leben und grünen, wenn alles übrige Grün noch in der Knospe schlummert, und auf dem nahen öden Moor das Gewirre von abgestorbenen Pflanzen, aus denen der Torf zusammengefilzt ist.

Sobald nur Muhme Elsbeth aus der Kinderstube schlich, um sich in Küche oder Gesindestube ein Plauderstündchen zu machen, oder sobald es Louisen gelang die Zustimmung der verdrießlichen Alten zu erlangen, war das kleine Mädchen bei ihrem Freunde, und zog mit ihm umher in Feld und Wald und Moor.

Ihre Eltern, ihre Schwester sah sie oft in vielen Tagen, ja in Wochen nicht, sie hatte jetzt einen Freund, sie hatte einen Lehrer und liebte ihn mit aller Glut ihres kleinen Herzens.

Des alten Gottfrieds Lehren hatten für das Kind ein hohes Interesse, und schlossen sich genau an Louisens eigene Gedanken an.

Das ungeliebte Kind hatte sein Herz früh, sehr früh in das Heiligthum der Natur geflüchtet, dort das zu suchen, wornach es am heißesten verlangte, die ewige unwandelbare Liebe, und der einfache Greis, der nur in der Natur lebte und in ganz praktischer Weise sich eine große Kenntniß derselben erworben, hatte diese ewige unwandelbare Liebe im schönen Weltall längst gefunden.

Wie der rothe Faden, der sich durch alles Gewebe und Gespinnst zieht, auf dem unendlichen Meer das Tau- und Segelwerk derjenigen Schiffe be-

zeichnet, die königliches Eigenthum Englands sind, so zog sich durch jede Rede, jede Belehrung des alten Schäfers die Beziehung auf Gott, und das war es eben, was jedes seiner Worte dem Herzen Louisens verständlich und erfreulich machte. —

Das kleine Mädchen, das beim Erwachen des Lenzes in sein siebentes Jahr trat, konnte nur sehr mangelhaft lesen, und noch mangelhafter stricken, aber es kannte jeden Waldbaum, jedes Kraut im Felde, es kannte die Lebensweise und Bedürfnisse aller Hausthiere, die meisten Sternbilder am nördlichen Himmel und die Zeit ihres Erscheinens und Verschwindens und suchte und fand in jedem wechselnden Naturereigniß die ewige unwandelbare Liebe und Weisheit des ewigen Weltgeistes, den unsere arme Sprache Gott nennt! —

Zweites Capitel.

Melchthal.

O eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf,
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sitzen, fühlend in der Nacht,
Im ewig Finstern.

Schiller.

Herr Wohlgemuth war ein reicher Mann. Er hatte die Güter, die er erkauft, ganz bezahlt, er hatte die großen Bauten, die er ausgeführt, ganz aus eigenen Mitteln bestritten. Er hatte den Boden geprüft, den er kaufte, und wußte, daß er bei gehöriger Bewirthschaftung einen großen Ertrag liefern mußte. Herr Wohlgemuth war ein kenntnißreicher und ein thätiger Landwirth, seine schönen Besitzungen lagen

am Ufer eines großen schiffbaren Stromes, so daß er seine Producte mit Leichtigkeit versenden konnte. Gewiß er hatte alle Aussicht, mit der Zeit Herr eines ungewöhnlichen Vermögens zu werden, und man konnte ihn nicht einen Verschwender nennen, obschon sein Haushalt durch seine ausgedehnte Gastfreundschaft ein sehr kostspieliger war.

Zweierlei nur hatte Herr Wohlgemuth nicht in Betracht gezogen, als er sich in seiner gegenwärtigen Heimath ankaufte. Den Menschenschlag, der dort heimisch, ihm bei seinen Arbeiten hilfreiche Hand leisten sollte und die Kräfte und Fähigkeiten seiner jugendlichen Gattin.

Madame Wohlgemuth war die Tochter eines preußischen Majors. Ein Fräulein von Itzstein, eben so schön als arm. Das junge Mädchen war ihrer Zeit in Elbing die gesuchteste Tänzerin gewesen, die eigentliche gefeierte Schönheit der damals reichen Stadt, in der Major Itzstein garnisonirte.

Friedrich Wilhelm der Zweite, der viel liebende, hatte bei seiner Durchreise die reizende Blume bemerkt, es war indeß eine von den wenigen, die nicht für ihn gewachsen. Major Itzstein ging auf keine der Anerbietungen ein, die ihm in dieser Hinsicht gemacht wurden, ja man sagt sogar, daß der

Schlagfluß, der ihn plötzlich hinraffte, eine Folge des großen Aergers gewesen, den ihm die zweideutige königliche Gnade zugezogen.

Die arme Officiers-Witwe lebte mit ihrer schönen Tochter von einer sehr kleinen Pension, von dem Ertrag feiner Arbeiten und den Wohlthaten entfernter Verwandten und — segnete den Tag, an welchem Herr Wohlgemuth, obgleich ein Bürgerlicher, aber ein sehr reicher Mann um ihre Tochter warb. Das junge Ehepaar zu begleiten und den Reichthum desselben zu theilen, war ihr nicht vergönnt, denn sie starb noch ehe die Bauten beendet waren und die schöne Braut ward am Sarge ihrer Mutter getraut.

Die alte Kammerjungfer der verstorbenen Majorin ging aber mit ihrer jungen Dame nach Neu-Ost-Preußen, und das war eben Muhme Elsbeth, das Factotum der Kinderstube und die treue Helferin bei allen häuslichen Vorfällen.

Herr Wohlgemuth liebte seine Frau über Alles. Er hielt es für ein großes Opfer, daß sie ihm in diese ferne Gegend gefolgt war, und hatte die Ueberzeugung, daß sie viel zu fein und zart sei, um den Geschäften einer großen Landwirthschaft vorzustehen.

In der That verstand sie von derselben nicht

das geringste und hatte auch kein Interesse dafür. Die Geburt ihrer Tochter hatte zudem ihre Gesundheit etwas angegriffen, so verlangte ihr Gatte denn, daß sie wie die Lilien auf dem Felde leben sollte, die nicht arbeiten und nicht spinnen und doch schöner gekleidet sind als Salomon in seiner Herrlichkeit, und sie ließ sich das endlich gefallen.

Die an der Grenze stationirten Officiere waren Verwandte der Familie von Itzstein und suchten ihre Cousine auf, ihnen nach zog der ganze Schwarm von Polen, Russen, Deutschen, Engländern rc., die sich in der Gegend aufhielten und Herr Wohlgemuth machte die Honneurs seines Hauses als gastfreier Wirth.

Der große Schwarm der Gäste hinderte ihn bisweilen, nach den vielen Geschäften zu sehen, die mit der Bewirthschaftung von Besitzungen in dieser Gegend verbunden sind. Hier mehr noch wie anderwärts und zu anderer Zeit galt das Sprichwort, daß des Herrn Auge die Pferde fett macht.

Die eben von der Leibeigenschaft befreiten Ureinwohner jener Gegend, sind ein Völkchen, das zwar zu Allem Geschick, aber zu keiner Arbeit Lust und Ausdauer hat.

Herr Wohlgemuth hatte manchen Aerger, erlitt

manchen Verlust, weil er von den Pflichten des zuvorkommenden Wirthes in Haus und Garten festgehalten, nicht nach seinen Feldern, nach seinen Bauten, nach dem Betrieb der sehr einträglichen Brennerei sehen konnte.

Er verschmerzte das, war er doch ein reicher Mann, und seiner schönen, an Geselligkeit gewöhnten Gattin schuldig, ihr das Leben in diesem abgelegenen Erdwinkel so angenehm als möglich zu machen. —

Er bemühte sich indeß Deutsche auf seine Besitzungen zu ziehen.

Sie hielten treuer an ihrem deutschen Herrn und waren thätiger und zuverlässiger, wenn auch im Grunde weniger geschickt als diese polnischen Leibeigenen.

So hatte er denn auch den Schäfer Gottfried, einen Schlesier, den er auf seinen Reisen in der Gegend von Breslau kennen gelernt, herkommen lassen, und seine große Schäferei befand sich trefflich unter seiner Aufsicht und Pflege.

Für die kleine Louise aber ward dieser Mann bald Alles in Allem.

Das arme häßliche Kind war im elterlichen Hause unbeschreiblich verlassen.

Zwar Herr Wohlgemuth liebte auch sie, das

war keine Frage. Er fand das pockennarbige Gesichtchen noch immer hübsch, weil die Augen seiner Gattin aus demselben hervorblickten und manchmal erschien es ihm sogar als ob Louisens Augen noch schöner seien, als die ihrer Mutter, aber Herr Wohlgemuth hatte weiß Gott keine Zeit sich mit dem kleinen Mädchen zu beschäftigen. Seine große Wirthschaft, auch seine noch größere Geselligkeit nahmen ihn vollständig in Anspruch, und so hatte er denn auch den Vorsatz, die kleine lernbegierige Louise zu unterrichten, bald wieder aufgegeben.

Sie konnte eben nothdürftig lesen als das geschah, da sie aber keine Bücher hatte als das Gesangbuch der Muhme Elsbeth, das ihr nicht sehr gefiel, so las sie nicht, sie hatte eine Art von Grauen vor den Liedern, die darin standen, auch das vom verhärteten Gemüthe war darunter und sie verstand es heute noch so wenig als zur Zeit, wo sie Muhme Elsbeth danach gefragt hatte.

Wo Louise indeß ein Buch oder bedrucktes Blatt fand, da hielt sie es für ihre Schuldigkeit es zu lesen.

Muhme Elsbeth besaß einige Bücher und verschloß sie sorglich in ihre große Truhe. Louise hatte sie noch nie gesehen.

Nun hatte aber der Zahn der Zeit an besagter

Truhe genagt, vielleicht hatten auch noch andere Zähne oder Zähnchen dabei geholfen, kurzum eine Maus hatte ihren Weg in Muhme Elsbeths Truhe gefunden, und als sie eines schönen Tages den Deckel öffnete und dadurch der kleinen Louise das Signal gab herbeizuschleichen und den Lavendelduft einzuathmen, der der Truhe entströmte, und die schönen bunten Bilder zu betrachten, die an den Deckel geklebt waren und die den ersten Consul Herrn Napoleon Bonaparte und dessen Gemahlin Josephine geborene Tascher de la Pagerie vorstellten, ferner die Hinrichtung Ludwig des XVI. auf dem Greveplatz zu Paris, die schöne Madame Recamier mit einer Rose am Busen und die junge Königin Louise von Preußen; da bemerkte Elsbeth, während Louise die Köpfe der Zuschauer auf dem Greveplatz zählte, etwas Entsetzliches, etwas, das sie aufschreien und die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen ließ, — in dem Vorderblatt ihres schwarzen Flaminkleides ein rundes Loch.

Sie erkannte sogleich, daß das die Missethat einer Maus sei und packte nun die Truhe aus, Stück für Stück.

Louise betrachtete die Kleider, die Strümpfe und Hemden, die Nähkästchen und Körbchen, verschiedene Gläser mit eingeschliffenen Sternchen, drei messingene

Leuchter so blank wie Gold, Schuhe mit hohen Hacken, gesponnenes Garn und andere Schätze.

Ganz unten lagen die Bücher, auch sie kamen zum Vorschein und nun las Louise die Titel: Geschichte der Pfalzgräfin Genoveva, vom gehörnten Siegfried, von der schönen Melusine, von den vier Haimonskindern, endlich den Titel des dicken, schwarz gebundenen Buches, der sehr nett in rothen und schwarzen Buchstaben gedruckt war: Die Bibel oder die heilige Schrift alten und neuen Testamentes, sammt den Büchern so man Apocrypha nennt, verteutscht durch Dr. Martin Luther.

Sie schlug das erste Blatt auf und las: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und die Erde war wüste und leer und es war finster auf der Tiefe und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser 2c. 2c.

Was war das?

„Muhme Elsbeth, liebe Muhme, das Buch mußt Du mir lassen," sagte das Kind und richtete die großen klaren Augen mit dem Ausdruck flehendster Bitte auf die Alte.

Diese hatte genug zu thun, um das Mauseloch zu suchen; sie sagte „ja, ja, nimm es nur," weil sie den kleinen Quälgeist eben los sein wollte, und so befand sich Louise denn im Besitz eines Buches, das ihr

mit jedem Blatt mehr und mehr Lust zum Lesen einflößte.

Es war dieser Tag überhaupt ein wichtiger im Leben des Kindes.

Der Familienkreis des Herrn Wohlgemuth ward an demselben durch eine Person vermehrt, die auf Louisens Leben vom höchsten Einfluß sein sollte.

Sie saß, als der Abend zu dunkeln begann, vor der Thür des Schafstalles, hielt ihre Bibel auf den Knieen und las, mit dem kleinen Finger der Reihe folgend, um sie nicht zu verlieren, die Erzählung Moses' von der Schöpfung der Welt und dem Ungehorsam der ersten Menschen. Ihr Herz schlug dabei in heftiger Aufregung und sie würde gar nicht gesehen haben, daß ein Wagen in das Gehöft einfuhr, wenn nicht der Kutscher mit lauter Stimme geschrieen und gefragt hätte, ob dies denn nun endlich Kydullen sei.

Die kleine Louise sah von ihrem Buche auf und sagte „ja."

So fuhr der Wagen am Wohnhause vor und die Männer stiegen aus demselben, ein älterer zuerst, der einem viel jüngeren heraushalf und ihn die Freitreppe hinauf führte.

Louise hatte diese beiden Personen noch niemals

gesehen, sie gehörten nicht zu dem Umgangskreise in der Nachbarschaft, das war gewiß.

Als Abends Muhme Elsbeth ihr beim Ausziehen half, kam auch Lydia früher als sonst ins Kinderzimmer, sie hatte verweinte Augen und drückte das Köpfchen in den Schooß Elsbeths und sagte: „Muhme, liebe Muhme, wie ist das schrecklich!“

„Was denn, Herzchen, was ist Dir begegnet?“

Aber das Kind weinte fort und fort und war nicht zu einer Antwort zu bringen.

Am Morgen beim Frühstück sah Louise die beiden Fremden, sie saßen mit den Eltern am Kaffeetisch. Der jüngere war noch ein sehr junger Herr mit einem Gesicht, das die Pocken fast noch mehr zerrissen hatten als das Louisens und dabei hatte er nicht Augen wie andere Menschen, sondern unter den Augenlidern lag nur eine weiße Platte, die röthlich und bläulich angelaufen überaus schrecklich aussah, wenn er, was oft geschah, die Augen weit öffnete.

Herr Wohlgemuth führte das kleine Mädchen zu diesem Jüngling und sagte: „Louise, das ist Dein Vetter Wilhelm von Itzstein und ich hoffe, Du wirst artiger sein als Lydia und ihm die Hand und einen Kuß geben, er bleibt von jetzt an bei uns.“

Die Frage, was fehlt dem Vetter an seinen

armen Augen? schwebte auf des Kindes Lippen, aber es unterdrückte sie, reichte ohne Widerstreben das Händchen hin und ließ sich küssen.

Der ältere der beiden Gäste hieß Herr Fisch. Er hatte das Geschäft, den jungen Itzstein überall hin zu führen, ihm Alles zuzureichen und zu machen, was dieser sich nicht selbst machen konnte, da er blind war. —

Louise wußte was das zu bedeuten hatte. Die Erinnerung an die Zeit, da während des Ausbruchs ihres Uebels unaufhörliche Nacht sie umgeben hatte, war nicht von ihr gewichen, und ein tiefes Mitleid mit dem Armen, der weder Blumen noch Sterne, weder den blauen Himmel noch die Gesichter seiner Freunde sehen konnte, regte seine Engelflügel in ihrem Kinderherzen und ließ das Gefühl des Widerwillens und Grausens, das der Anblick des furchtbar Entstellten auch in ihr erregte, nicht zum Ausbruch kommen.

Lydia war nur mit Mühe zu bewegen, ins Zimmer zu kommen, so lange der Blinde sich darin befand, und sie konnte ihn erblickend nie die Geberde des Grausens unterdrücken; in seine Nähe zu kommen, ihm die Hand zu reichen, dazu konnten selbst die strengsten Befehle des Vaters sie nicht bewegen

und Herr Wohlgemuth hütete sich auch natürlich sie dazu zwingen zu wollen, schon um durch ihren Widerspruch und ihr Sträuben den blinden Jüngling nicht zu kränken und zu reizen.

„Das ist ein sehr freundliches kleines Mädchen," sagte Wilhelm von Itzstein, als Louise ihm die Hand gereicht und ohne zu zucken seinen Kuß erduldet hatte, „viel liebenswürdiger, viel angenehmer als die Kleine, die gestern so entsetzlich schrie, als man sie zu mir brachte. Ich bin im Ganzen durchaus kein Kinderfreund, aber das Kind würde ich um mich dulden können. Willst Du mit mir in mein Zimmer kommen, kleines Mädchen?"

„Wenn Sie es wünschen, Herr Vetter," entgegnete schüchtern die Kleine.

„Auch die Stimme ist angenehm, sehr angenehm," sagte der Blinde, „sie ist Ihre jüngere Tochter, Vetter Wohlgemuth, wie ich höre, warum war sie gestern nicht hier als wir Thee tranken?"

„Es ist dasselbe kleine Mädchen, das uns zurechtwies, das Kind, das lesend auf einem Stein saß, umdrängt von einer Menge Lämmer."

„Ah so, das Kind, von dem Sie sagten, Magister, es sehe aus wie ein Heiligenbild; die freundliche Kleine ist also auch sehr schön!"

Herr Fisch antwortete nicht, Louise aber sagte: „Nein, lieber Herr Vetter, ich habe die Pocken gehabt und seit dem bin ich so häßlich, daß Mama und Papa mich gar nicht mehr lieb haben können, obgleich ich so gut als möglich versuche artig zu sein; meine Schwester Lydia aber, die ist sehr schön, und Alle haben sie lieb."

Der Blinde lachte. Es war ein ungemein häßliches Lachen und ging dem kleinen Mädchen durch Mark und Bein. Dann aber fuhr er leise mit der Hand über Louisens Gesicht und sagte: „Nun meinetwegen, für mich ist jedes Mädchen schön, das freundlich ist und eine angenehme Stimme hat, und wenn Louise mein Schwesterchen oder mein Bräutchen sein will, so ist sie für den blinden Wilhelm die Schönste in der Welt."

Damit stand er von seinem Stuhle auf, Herr Fisch gab ihm den Arm und so ging er festen Trittes und leise vor sich hinpfeifend aus dem Zimmer.

Sobald er nur zur Thür hinaus war, schlug Madame Wohlgemuth die Hände vor die Augen und sagte: „Ernst, lieber Ernst, das ist ein entsetzlicher Mensch, es ist die fürchterlichste aller Heimsuchungen, daß wir den im Hause behalten sollen — Monate, Jahre vielleicht, ich weiß nicht wie ich das

ertragen soll, ich fürchte in seiner Gesellschaft wahnsinnig zu werden, ist es denn nicht möglich ihn fort zu schaffen? kann er denn nicht anders wo sich im Polnischen und Russischen und Französischen vervollkommnen?"

Sie zitterte dabei sichtlich und ihr Gatte schlang den Arm um ihren Leib und beruhigte sie mit den zärtlichsten Worten.

„Es ist Dein Vetter, Dein nächster Blutsverwandte, mein theures Weib," sagte er beschwichtigend, „wir verbinden uns seinen Vater, wir erzeigen dem Jüngling selbst einen großen Dienst. Zudem ist Magister Fisch ganz der Mann, den wir zum Lehrer für unsere Mädchen brauchen, und Du wirst Dich an das widerwärtige Aeußere des Blinden gewöhnen, mein Engel, gewiß das wirst Du."

„Glaub mir, Ernst," entgegnete sie aufgeregt, „es giebt Antipathien, mir graut vor diesem blinden Menschen und es ist nicht sein Aeußeres allein, er wird Unglück in unser Haus bringen, ich täusche mich darin nicht, mein Herz sagt es mir, auch unsere Lydia zittert vor ihm, und Kinder haben ahnungsvolle Herzen."

Wie sehr indeß Madame Wohlgemuth den Gast auch fürchten mochte, seine Anwesenheit ließ sich

nicht ändern. Er blieb und gehörte sammt seinem Hofmeister Magister Fisch in Kurzem vollständig zur Familie, die sich allmählig an das zurückschreckende Aeußere des Unglücklichen gewöhnte.

Wilhelm von Itzstein, der einzige Sohn des Kammerpräsidenten von Itzstein, war in der That ein naher Verwandter, da ihre Väter Brüder gewesen.

Der ältere hatte Cameralia studirt und eine große Carriére gemacht, seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm des Dritten befand er sich in Berlin, in der nächsten Umgebung des Königs, der ihn sehr begünstigte.

Er hatte ziemlich spät ein reiches Mädchen aus guter Familie geheirathet, und das einzige Kind dieser Ehe war der blinde Jüngling, der im fünften Jahre seines Lebens das Augenlicht durch die Pocken verloren hatte.

An die Erziehung dieses Jünglings war Alles gewendet worden, was durch Geld erkauft werden kann, um solch traurigen und völlig hoffnungslosen Zustand erträglich zu machen.

Die ersten Aerzte der Zeit, Hufeland, Dr. Gräfe, Hermstädt und andere hatten seine Augen untersucht und für ganz unheilbar erklärt, so blieb denn den trostlosen Eltern nichts anderes übrig als den

unglücklichen Jüngling seinem eigenthümlichen Loose anzupassen.

Man hielt ihm die besten und kostbarsten Lehrer in Musik und Sprachen, man machte ihn so früh wie möglich mit der Poesie des Zeitalters bekannt, man machte ihn durch Uebung seiner Kräfte möglichst unabhängig von seinem traurigen Zustand, und dennoch bildete diese sorgsame Erziehung ihn nicht zu dem, was ihn allein hätte mit seinem Geschick zufriedenstellen können; nur milde, auf echte Frömmigkeit gebaute Resignation hätte den Unglücklichen mit seinem Loose versöhnen können, auf diese aber war niemals bei ihm hingearbeitet worden.

Wilhelm von Itzsteins früheste Kindheit fiel in eine Periode der seltsamsten Frömmlerei, die der wahren echten Gottesfurcht gänzlich baar war.

Man ging zum Abendmahl und lachte zu Hause darüber. Man las Voltaire und Rousseau mit Eifer und Interesse, man ging in die Kirche und las dort in schwarz eingebundenen Thümmels Reisen und Crebillons Romanen und das Decameron und erzählte das unverholen in der Gegenwart des blinden Knaben.

So lernte Wilhelm von Itzstein früh — o wie früh — die Worte Religion und Heuchelei als synonym betrachten. Zu scharfem Nachdenken in der

dunkeln Nacht seines Daseins eben so geneigt als befähigt, fand er Genuß im Studium der verschiedensten philosophischen Systeme und aus jedem derselben nahm er sich nur das, was in die Finsterniß seines Herzens paßte.

Wohl hätte die Liebe, die zärtliche Liebe seiner Eltern mildernd und erweichend auf dieses harte Herz wirken können, aber die Art und Weise, wie sie sich kund that, war eine fehlerhafte.

Weil der Knabe blind war und so unendlich viel entbehren mußte, gewährte man ihm Alles, was nur irgend fähig sein konnte, ihm Genuß oder Vergnügen zu schaffen, er befand sich stets im Besitz von bedeutenden Geldsummen und früh kannte er die Genüsse, die auf der Lippe süß erscheinend, den furchtbar bitteren Nachgeschmack des Ekels, der Unzufriedenheit mit sich selbst und doch zugleich den peinigenden Stachel nach weiterem Genuß in der Seele zurücklassen. Sehr früh körperlich ausgebildet, von riesenhafter Kraft, eiserner Gesundheit und im Besitz des der Jünglings-Seele so gräßlichen Geheimnisses, daß man Frauengunst mit Gold erkaufen könne, war der blinde Jüngling der Schrecken aller armen Dienstmädchen und Nähterinnen.

Magister Fisch, sein Hofmeister und Lehrer in

den alten Sprachen, that seinen Ausschweifungen keinen Einhalt. Er befand sich ganz wohl in dem reichen Hause und hielt es für besser ein cordialer Gefährte seines blinden Schülers bei dessen Orgien zu sein, als ihm Moral zu predigen und seine Gewogenheit zu verlieren.

So war Wilhelm siebenzehn Jahre alt geworden, als bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm des Dritten Herr von Itzstein als Kammerpräsident nach Berlin versetzt ward. — In der Residenz fand der Jüngling neue Genüsse. Er hörte die Mara im Concert singen und Madame Schmalz und den berühmten Fischer auf dem Theater, er bildete sein seltenes musikalisches Talent durch den Unterricht Hummels aus und ließ sich die Poesien Schillers und Göthe's vorlesen und kritisirte die neuen Sterne, lächelte über Jean Pauls seltsamen Styl und nannte ihn einen Schwärmer, der sich selbst nicht verstehe, aber in nichts und nirgend fand er reine Freude, milde Liebe, aufrichtiges Streben, treues Hoffen, denn selbst die Liebe seiner Mutter verstand er kritisch zu zersetzen und sagte, sie bestehe zu drei Fünftel aus natürlichem Instinct, und zu einem Fünftel aus erbärmlicher Schwäche, während ihr letztes unangenehmstes,

ihm ganz unerträgliches Fünftel das der Verachtung so sehr verwandte Mitleid mit seinem Gebrechen sei.

Er genoß indeß was zu genießen erlaubt und unerlaubt war, und hatte sich in kurzer Zeit einen eigenthümlichen Ruf in Berlin erworben, der durch einige scandalöse Geschichten noch bedeutend vergrößert ward und endlich zu den Ohren des jungen sittenreinen Monarchen drang.

Sein Wille war es, der den Kammerpräsidenten veranlaßte, den jungen blinden Lovelace nebst seinem Hofmeister aus Berlin zu entfernen.

„Schicken Sie den Thunichtgut aufs Land, in eine anständige gesittete Familie, wo man ihn von seinen wahnsinnigen Streichen zurück hält," hatte der König gesagt und Herr von Itzstein gedachte der Tochter seines Bruders, die, am fernsten Ende der Monarchie lebend, und ihm für manche frühere Wohlthat zu einigem Dank verpflichtet, gerade die rechte Person zu sein schien, dem blinden Verwandten für einige Zeit einen erträglichen Aufenthalt zu gewähren.

Er schrieb an Herrn Wohlgemuth, der sich aufs freundlichste bereit erklärte, seinen jungen Vetter und dessen Hofmeister bei sich aufnehmen zu wollen, damit der erstere sich nach dem Wunsche seines Vaters in den Sprachen der Gegend vervollkommne.

Einen Monat nach dem Briefwechsel über diesen Punkt war Wilhelm von Itzstein eingetroffen — und saß nun in seinem Zimmer, den Kopf auf die Hand gestützt, sein gewöhnliches unschönes Lächeln auf den Lippen.

„Sagen Sie mir, Fisch, wie sind diese Leute?“ sagte er und hob die Nase in die Höhe, die Luft mit eigenthümlichem Geräusch einziehend — „hier ist zum Teufel eine polnische Magd durchgegangen und hat das Zimmer mit ihrem Geruch verpestet, sprengen Sie ein wenig eau de lavendle, Fisch, und antworten Sie mir vor allem, was ist meine chère cousine für eine Art Geschöpf?“

„Eine hübsche, eitle, von ihrem Mann verzogene Frau, die ihr ältestes hübsches Mädchen verwöhnt und das jüngere, von den Pocken entstellte unverantwortlich vernachläßigt.“

„Nun das hab' ich ohne Augen eben so gut wie Sie gesehen. Ich weiß, daß sie eine kleine griechische Nase hat, einen feinen etwas aufgeworfenen Mund, sehr schöne Zähne und lange braune Locken.“

„Zum Teufel! ich glaube doch bisweilen, daß Sie hexen können, Wilhelm, wie wissen Sie nun das wieder?“

„Ei, ich fuhr ihr mit der Hand über das Gesicht,

als ich hinter ihrem Stuhle stand und mir den Blumenstrauß vom Tisch nahm; einem Blinden verzeiht man solche Indiscretion, die ja bei ihm nur ein unglücklicher Zufall ist, ha ha! — Und diese Mädchen, Fisch?"

„Ach, das sind ja noch kleine Kinder."

„Thut nichts, aus Kindern werden Leute, besonders wenn's zufällig Mädchen sind, und ich möchte gern einmal die erste, das heißt wirklich die allererste Liebe eines Herzens — pah weiß nicht wie ich's anders nennen soll — sein. — Ich möchte mit einem Wort wahrhaftige Unschuld kennen lernen; ich fürchte nur, ich komme zu spät, wenn ich bei der siebenjährigen Hübschen anfrage, die kleine Häßliche giebt dazu eher Hoffnung."

„Sie sind wahrhaftig der Satan selbst, Wilhelm; wo des Teufels haben Sie denn nur all die Schändlichkeiten her?"

„Von Ihnen nicht, weiser Magister und vortrefflicher Mentor," entgegnete der Blinde hämisch, „aber kommen Sie nun her, führen Sie mich einige Mal durch mein Zimmer, damit ich mich orientiren lerne und dann lassen Sie uns musiciren, das Klavier scheint ziemlich gut zu sein."

Einige Minuten nach dieser Unterredung hörte

Louise, die im Hof spielte, Musik, so unbeschreiblich schöne Musik, daß das Herz ihr still zu stehen schien.

Sie lief in die Klavierstube: dort saß der blinde Vetter und spielte und das Clavier rauschte und säuselte und weinte und seufzte unter seinen Händen.

Als sie die Thür leise leise hinter sich zugezogen, ging der Vetter allmählig in heitere Melodien über und dann in eine einfache traurige und zu derselben sang er ein Lied, das das Kindesherz mit einem Mitleid erfüllte, welches sich in rinnenden Thränen aussprach. — Es war die Klage eines Blinden und eine Zeile darin sagte:

Sah nicht des Mitleids fromme Zähren,
Die mir ein fühlend Mädchen weint.

Als er geendet hatte, sagte er leise flüsternd: „Komm her, Louise, meine süße kleine Louise."

Sie schlich zu ihm, legte ihr Köpfchen auf sein Knie und sagte, ihre Thränen gewaltsam hinunter schluckend:

„Kann ich Ihnen nicht etwas thun, worüber Sie Sich freuen möchten, lieber Vetter?"

„Du kannst mich in den Garten führen, Cousinchen und mir die Wege darin zeigen und mir hübsch erzählen, wie es bei Euch überall aussieht."

„Ach ja, das will ich von Herzen gern," sagte

das Kind mit einem Jubellaut, und so legte der Blinde seine Hand auf ihre Schulter und folgte ihr Schritt für Schritt, durch die geschorenen Baumgänge, über die Rasenplätze, durch die Blumenparterre und horchte auf das harmlose Geplauder der Kleinen und bewunderte die Lebendigkeit ihrer Anschauungsweise und ihrer Beschreibung. —

Drittes Capitel.

Unsere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; sie war dem Edeln und Bürger
Wie den Bauern gemein, und jeder empfahl sie den Seinen.
Und so brachten bei uns auf Deutscher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküssen und Knixchen
Segenswünsche den Eltern, und hielten sittlich den Tag aus.

Göthe. Hermann und Dorothea.

Magister Fisch übernahm den Unterricht der beiden kleinen Demoiselles Wohlgemuth.

In jener guten alten Zeit hatte man es für eine Herabwürdigung gehalten, eine Tochter aus dem Mittelstande Jungfrau zu nennen, und für einen Frevel, sie mit dem vornehmeren Titel Fräulein anzureden, der nur den Töchtern adeliger Väter gebührte.

Obgleich die französische Revolution die Standesunterschiede abgeschafft und Freiheit und Gleichheit proclamirt hatte, obgleich man den großen Mann, der, wie einst Attila die Gottes-Geißel, über aller Herren Länder sein flammendes Schwert ausstreckte, noch vor kurzem Citoyen-General und jetzt Bürger-Consul nannte, so war doch in Wahrheit die Titelsucht, in Deutschland wenigstens, höher als zu jeder andern Zeit und das französische Wesen machte sich trotz des Hasses, den man gegen Frankreich fühlte, recht breit bemerkbar.

Es gab kein Städtchen in Deutschland, in dem nicht ein französischer Emigrirter wohnte, oder als Tanzmeister, Sprachlehrer, Verfertiger von Papp- und Stroharbeiten sein kärgliches Brot erwarb und sich Monsieur le comte oder Marquis schelten ließ.

Diese Leute hatten einen eigenthümlichen Ton in die früher etwas hahnenbuchene aber sehr harmlose Geselligkeit Deutschlands gebracht und unsere edle Sprache mit einer Menge Wörter aus der ihrigen verunziert.

Es gehörte zum guten Ton viele Dinge französisch zu benennen, vor allen aber die Frauen und Jungfrauen bürgerlichen Standes. Die Titel Ma-

dame und Mademoiselle waren allgemein und schienen unentbehrlich.

Natürlich war denn auch der erste Unterricht, den Magister Fisch seinen jungen Schülerinnen gab, der in der französischen Sprache. Lydia, mit einem außerordentlichen Gedächtniß begabt, lernte schnell und leicht, während Louise oft schmählich über die Vocabeln stolperte und an den Hilfszeitwörtern hängen blieb. Vetter Wilhelm, der sehr gut französisch sprach, erwies sich in dieser Noth als ein wahrer Freund seiner jungen Cousine.

Nach seiner Anleitung ward es ihr möglich zu lernen, denn Vetter Wilhelm, der sehr bald eingesehen, daß Louise nur mit dem Verstande, nicht mit dem Gedächtniß lernte, ließ sie nichts auswendig lernen, sondern weckte bei der Uebung jeder Lection ihr Nachdenken, indem er sie die Verwandtschaft der Wörter untereinander, ihre Ableitungen u. s. w. finden ließ und sie auf die große innere Verschiedenheit ihrer Muttersprache und der neu zu erlernenden aufmerksam machte.

Magister Fisch floß über im Lobe von Lydia's Fleiß und Fortschritten und meinte, es sei zweifelhaft, daß Louise jemals französisch sprechen lernen würde.

Die Kleine war jetzt weit seltener als sonst bei ihrem alten Freunde Gottfried, den sie herzinnig

liebte. Sie hatte viel zu thun mit ihren Lectionen und in den Freistunden führte sie den blinden Vetter durch Feld und Garten, erzählte ihm von Sonne, Sternen und Blumen und von Gott, der das Alles gemacht hat, und hatte viele Freude und großen Kummer in seiner Gesellschaft; denn wenn der Blinde in sein häßliches Lachen ausbrach und sie fragte, wann sie denn das Letztemal mit dem lieben Herrgott, ihrem intimen Freunde, in Gesellschaft gewesen, oder wo sie ihn eigentlich kennen gelernt? brach sie in heiße Thränen aus und bemühte sich, mit allen Gründen, die ihr kindischer unentwickelter Verstand auftreiben konnte, ihrem unglücklichen Verwandten das Dasein Gottes aus der Natur zu erweisen.

Das war denn freilich sehr ungelehrt und Wilhelm verstand es die kindischen Argumente seiner weinenden, leidenschaftlich erregten Cousine mit dem Hauche seines Mundes umzublasen; aber es war eine eigenthümliche Uebung des Nachdenkens für das Kind, dessen Gedanken so ungewöhnlich früh die Richtung zum Aufsuchen einer Naturreligion genommen.

Wenn der Kummer über ihres Vetters Herzens-Härtigkeit bei ihr überhand nahm, flüchtete sie zu ihrem alten Freunde Gottfried und klagte ihm weinend ihr Leid.

Dann tätschelte der Greis ihr Köpfchen und sagte freundlich: „Beruhige Dich, mein Lämmchen, mein armes Kind, er wird schon anders werden; der arme Blinde, sei gut gegen ihn, immer gut, das wird sein Herz rühren und er wird mit der Zeit schon einsehen lernen, daß alle Zufriedenheit eines Menschen, gleichviel ob er Glück oder Unglück erfahre, in seine eigene Hand gegeben ist. Denn je mehr der Mensch zu der Einsicht und Erkenntniß kommt, daß Gottes Liebe und Weisheit die Welt im Größten wie im Kleinsten regiert, desto glücklicher ist er, und dahin wird ja auch der arme Mensch kommen, obgleich er ein Blinder ist und die Herrlichkeit und Schönheit der Welt nicht sehen kann."

Seit Louise regelmäßigen Unterricht genoß, war sie auch weit mehr als früher mit ihrer älteren Schwester zusammen.

Die beiden Kinder lernten einander am Schultische eigentlich erst recht kennen und begannen den natürlichen geschwisterlichen Verkehr mit einander.

Lydia, der alles leicht ward und die alles leicht nahm, flatterte wie ein Schmetterling von Blume zu Blume, um Nahrung und Genuß für sich daraus zu ziehen, während Louise wie die Biene wirkend, in

schwererem Flug einen Vorrath sammelte, ohne eigentlich zu wissen warum und für wen.

Madame Wohlgemuth hielt es jetzt auch für nothwendig, daß die beiden Kinder Tanz-Unterricht bekommen, besonders da eben ein Lehrer in dieser Kunst zu erlangen war.

Auf den Gütern des Fürsten Platon Subow hielt sich nämlich ein Franzose auf, Monsieur Dutroussel, der in Ermanglung anderer Gewerbszweige sich das tägliche Brod durch Tanzunterricht erwarb.

Dieser Künstler ward denn nun berufen und erschien an einem Sonnabend Abends, um seine erste Lection zu geben.

Monsieur Dutroussel trug weißseidene Beinkleider und detto Strümpfe, Schnallenschuhe, einen lavendelblühfarbigen Rock mit gleichfarbiger Stickerei, gepudertes Haar und unter dem Arm einen kleinen Hut, der dort angewachsen zu sein schien, und obgleich er eine Viertelmeile gegangen war und in einem kleinen Nachen über den Strom gefahren, so war an seinem ganzen Anzuge weder ein Staubkörnchen noch ein Wassertröpfchen sichtbar. Monsieur Dutroussel schien über Land und Wasser hinweg zu schweben, ohne von ihnen befleckt zu werden.

Seine Schülerinnen wurden ihm vorgestellt und

er verneigte sich vor den beiden kleinen Mädchen so tief als wären es Prinzessinnen und empfahl sich der Wohlgewogenheit der Demoiselles auf das Angelegentlichste.

Dann bat er, daß sie die Gnade haben möchten, ihn mit ihrem besten Knixe zu beehren und bezeugte durch eine galante Verbeugung gegen Madame Wohlgemuth seine Zufriedenheit mit dieser Leistung.

„Ick werde nickt viel zu lehren aben, diese schönen jungen Damen,“ sagte er alsdann. „Der Schritt, die Altung und das Compliment seind die Auptsacken beim Unterricht von Dance, wollen Sie mir indeß die Ehr' erzeigen mir nacksumacken diesen Pas;“ nach einer Viertelstunde schon verstanden die kleinen Mädchen die verschiedenen Tanzschritte ganz gut auszuführen, und schon zur nächsten Unterrichtsstunde brachte der Franzose seine Geige mit, und in dem Saal, wo im Winter die kleineren Gesellschaften waren, tanzten Lydia und Louise Menuette, Sarabande, deutschen langsamen Walzer, Malelote, Anglaise, Eccosaise, Française und all die anderen Tänze unserer Großmütter.

Da es indeß wünschenswerth schien, daß die jungen Damen auch Chapeaux bei ihren Tänzen hätten, so übernahm Magister Fisch das Tanzen mit der

Einen, Vetter Wilhelm ließ sich herab Clavier zu spielen, damit Monsieur Dutroussel die Hände frei bekam, um mit der Andern tanzen zu können, und während dieser Künstler mit vollständiger Grazie sein Miniaturdämchen führte, sang er die Andere beobachtend zur Melodie des Tanzes:

Eins, swei, drei,
Auf den Spitzen,
Auswärts Füße,
Kopf gerad!

Offenbar war Demoiselle Louison — wie er sie nannte — die begünstigte Schülerin des graziösen Franzosen, und dazu hatte er wohl einigen Grund, denn Louise gehörte zu denjenigen weiblichen Wesen, deren Bewegungen von Natur graziös und rhythmisch sind.

Sie war seit der Pockenkrankheit sehr gewachsen, und ihre niedliche biegsame Gestalt stand der ihrer älteren Schwester an Größe nicht nach, die ebenfalls geschickt und graziös war; wenn es aber an dasjenige kam, was Monsieur Dutroussel poetisch die Seele der Grazie nannte, nämlich an das Compliment, so hatte er bei Lydia stets etwas zu tadeln. Bald sagte er: „Ei, ei, Mademoiselle sehn viel viel zu ockmüthig aus bei Compliment," bald tadelte er ihre Eilfertigkeit oder

den Mangel an Haltung, während er Louisens Knixchen stets ein Muster der Grazie und Anmuth nannte.

Etwas war an diesem Manne bemerkbar und streifte ans Wunder. Er trug stets dieselbe Kleidung in jedem Wetter, auf den weitesten Wegen und immer war sie von der scrupulösesten Sauberkeit.

Madame Wohlgemuth sah das zuerst. „Der Lump," sagte Vetter Wilhelm, „ist so pauvre, daß er nicht einmal ein Taschentuch besitzt, er führt als Surrogat dafür Seidenpapier in der Tasche."

„Wo er nur eigentlich wohnen mag?" sagte Herr Fisch.

„Na in der Judenschenke auf den Sabow'schen Gütern," entgegnete der Blinde, „ich habe das durch einige Kreuz- und Querfragen neulich aus ihm herausgelockt. Er ist geradezu ein Bettler in seidenen Hosen und Strümpfen."

„Aber er trägt einen werthvollen Ring," meinte der Magister.

„Bah! böhmisches Glas in Tombak gefaßt wahrscheinlich," sagte der Blinde.

Magister Fisch aber schüttelte das Haupt und versicherte mit Bestimmtheit, daß dem nicht so sei, gewiß nicht. „Gestern noch," sagte er, „sah ich das Juwel genau. Der Franzose zog den Handschuh aus,

um eine Tasse Thee aus der Hand von Madame zu nehmen, da sah ich das Blitzen der Brillanten und zwar im Innern der Hand, er hat den Ring stets verkehrt auf dem Finger."

„Das ist wahr," entgegnete Wilhelm, „vorgestern hatte ich seinen Handschuh in Händen und fühlte im vierten Finger der linken Hand eine Ausdehnung wie von einem Stein, jedoch im Innern der Hand. Ich glaube übrigens, daß dieser französische Jammermann keine andere Mahlzeit in achtundvierzig Stunden hält, als die ihm hier als Imbiß vorgesetzt wird. Da er gewöhnlich ißt und trinkt, ehe noch jemand anders als meine Wenigkeit im Salon ist, so thut er sich keinen Zwang an und frißt wie ein ausgehungerter Rabe — er denkt, der Narr! ich könne ihn dabei nicht beobachten."

Louisens kleines Herz war bei dieser Erzählung gar schwer geworden. Sie hatte den Tanzmeister sehr lieb gewonnen, war er doch stets so gütig und freundlich gegen sie.

Das Herz, das schon gelitten, ist des Mitleids fähig, wenn es von fremden Leiden hört. Es that dem kleinen Mädchen so leid, so leid, daß der arme Mann hungern mußte, daß er, sich vor Wind und Wetter zu schützen, nichts besaß als seine dünnen,

armen seidenen Hosen, daß er kein trauliches Haus keinen grünen lieben Garten sein eigen nennen konnte. Sie studirte darauf was sie wohl thun könne, um ihm eine Freude zu machen, ihm ein wenig zu helfen, und sie fragte auch ihren alten Freund Gottfried um Rath.

„Der Franzose ist arm wie Hiob, das ist die Wahrheit!“ sagte der Alte, „ich weiß das vom Ochsenknecht drüben; aber er nimmt nichts geschenkt und borgt auch nicht, er bezahlt alle Sonnabend seine Rechnung bei dem Krüger und wäscht und plättet seine zwei Hemden selbst, bürstet seinen Rock, putzt seine Schuhe selbst und hat dann lithauische Bauernkleider an.“

Am Abend dieses Tages kaufte Louise vom Gelde aus ihrer Sparbüchse sechs feine Taschentücher und quälte Muhme Elsbeth, daß sie ihr zeigen solle, dieselben zu säumen.

Die Kleine hatte geschickte Händchen und ein liebevolles Herz, das sie zu Anstrengungen erkräftigte; als Monsieur Dutroussel das nächste Mal nach Kydullen kam, und seinen grauen Rockelor im Vorzimmer aufhängte, wußte sie in die weite Tasche desselben die sechs Tücher zu praktiziren und sie hatte ein Zettelchen daran gesteckt und darauf ge-

schrieben: Es wird Herr Dutroussel sehr gebeten, diese Kleinigkeit als ein Andenken anzunehmen.

Sie hatte jetzt noch einen Traum, wußte aber nicht wie sie ihn ausführen sollte.

Weihnachten war nämlich vor der Thür und sie hätte dem Tanzlehrer gar zu gern ein oder zwei feine Oberhemden genäht. Dies zu thun ging aber ganz und gar über ihre Kräfte. Mama indeß hatte ähnliche Gedanken, der arme Franzose ward zum Christabend eingeladen und erhielt verschiedene sehr werthvolle Geschenke, darunter auch Wäsche.

Herr Dutroussel beschenkte die Familie ebenfalls, er hatte für Madame Wohlgemuth feine Ohrgehänge aus Pferdehaar geflochten, den Mädchen verehrte er zierliche Zeichnungen von Tanzschritten auf dem feinsten Velinpapier ausgeführt, Miniatur-Fußsohlen darstellend, die in die richtigen Pas aus einer Tanzfigur in die andere übergehen, er nannte sie choreographische Bilder; Herrn Wohlgemuth vortrefflichen Asternsamen, den ihm der Gärtner des Fürsten Subow, dessen Kindern er auch Tanz-Unterricht gab, geschenkt hatte, zur Zeit eine Novität unter den Blumen; dem Vetter Wilhelm sein sehr schönes Riechfläschchen von Bergkrystall und Herrn Fisch ein Exemplar von Molière's Tartüffe.

Der arme Franzose war so liebenswürdig dabei. Lydia warf die Zeichnungen weg, Louise aber hob sie sorgfältig auf, sie waren ihr ein Heiligthum, sie konnte sich deutlich die Mühe vorstellen, die der Arme sich gegeben, jeden seiner Gönner zu erfreuen, und das machte sie ihr so werth.

Das Neujahr, was diesen Weihnachten folgte, war ein seltsames, es bezeichnete zugleich den Antritt eines neuen Jahrhunderts, und Vetter Wilhelm, der von Berlin durch seine Mama stets die neuesten Bücher, Zeitschriften und Gedichte zugeschickt erhielt, ließ sich von Louisen ein Gedicht vorlesen, das mit den Worten begann:

Wie schön o Mensch mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige. ꝛc. ꝛc.

Und dann saß sie dabei und hörte zu, wie Magister Fisch und Vetter Wilhelm von dem Dichter dieser schönen Verse, Herrn Schiller, mit Entzücken sprachen und ihn mit einem andern berühmten Dichter, Herrn Göthe, verglichen.

Louise verstand von der göttlichen Dichtung, die sie eben, sorgfältig Punctum und Komma haltend, vorgelesen, gerade so viel, als früher vom verhärteten Gemüthe, aber die schönen melodischen Verse fielen angenehm in ihr Ohr. Sie las und hörte außer-

ordentlich gern Verse und Vetter Wilhelm gab ihr dazu häufig Gelegenheit.

Verse, selbst wenn sie sie nicht vollständig verstand, blieben auch mit Leichtigkeit in ihrem Gedächtniß haften und sie kannte eine Menge von Gedichten auswendig, die erst in weit späterem Alter ihr das wurden, was sie dem Herzen sein können.

Im Hause des Herrn Wohlgemuth ward der Sylvesterabend, an dem das alte Jahrhundert schied, äußerst feierlich begangen.

Es war große Gesellschaft eingeladen, es ward musizirt, Gedichte wurden declamirt. Herr Wohlgemuth gab den Leuten, die zum Gut gehörten, einen Schmaus und Musik. Lydia erschien als Engel gekleidet und sagte einige Verse, die Magister Fisch gedichtet, und dabei öffnete sie die Thür und ließ eine verschleierte Dame eintreten, die Blumen und Früchte und andere Kleinigkeiten unter die Anwesenden vertheilte, und das neue Jahrhundert vorstellte.

Louise, die schon überall gefragt, was das sei: Ein neues Jahrhundert? wurde dadurch nicht wenig belehrt und hatte die bestimmteste Vorstellung, daß jedes neue Jahrhundert ein junges Mädchen sei mit kurzer Taille und einem goldenen Gürtel darum, einem weißen und schwarzen Schleier und einem großen

Blumenkorb am Arme. Als sie diese Ansicht dem Vetter Wilhelm mittheilte, wollte er vor Lachen ersticken, warf sich in dem Canapee so heftig zurück, daß die Lehne krachte, und öffnete die Augen so schrecklich weit dabei, daß selbst Louise, trotz ihres mitleidigen Herzens, vor Grauen zitterte.

Sie hatte den alten Gottfried, Muhme Elsbeth, den Magister Herrn Dutroussel und den blinden Vetter gefragt, was ein neues Jahrhundert sei, keiner hatte ihr eine gehörige Antwort gegeben; Vetter Wilhelm aber erzählte jedem, mit dem er sprach, von Louisens neuem Jahrhundert und jeder lachte darüber, sogar der höfliche Franzose. Es war damals wie jetzt, leichter eine falsche Vorstellung zu verspotten, als sie zu berichtigen, und niemand dachte daran, daß es bei einem Kinde stets ein Beweis von Verstandesschärfe ist, wenn es sich zu jedem Wort, das es hört, einen Begriff macht, liege dieser der Wirklichkeit auch so fern als er wolle.

Man spricht von Erziehung und meint gewöhnlich, daß zwei Kinder gleichen Geschlechts, in einer Familie geboren und darin gemeinsam aufwachsend, auch eine gleiche Erziehung empfingen, nichts aber ist weniger wahr als diese Vorstellung. Lydia und Louise, zwei Schwestern, in einer Familie erwachsend, von

einem Lehrer unterrichtet, wurden doch so verschieden erzogen, als seien sie von einander durch den Erddurchmesser getrennt.

Lydia, das Spielzeug der jugendlichen Mutter, erhielt all dasjenige, was zum äußerlichen Glück gehört, ward in Allem unterwiesen, was die äußere Lieblichkeit und Anmuth eines Mädchens vergrößert.

Louise, von der Mutter vernachläßigt, ward durch ihre körperlichen Mängel zu einem gewissen innerlichen Leben geführt, das Verstand und Herz des kleinen Mädchens von Monat zu Monat mehr und eigentlich in ganz außergewöhnlicher Art bildete.

Ihre Freundschaft für den alten Schäfer hatte ihren Natursinn geweckt; der Umgang mit dem Blinden ihre Phantasie, den Sinn für Musik und Poesie; der französische Tanzmeister, der seine kleine Wohlthäterin abgöttisch liebte, gab ihr denjenigen äußern Schliff, den man sich in der Kindheit aneignen muß, damit er vollkommen natürlich sei, und der etwas pedantische Unterricht des Magister Fisch gewöhnte sie daran, ihre Aufmerksamkeit auch auf Dinge zu richten, die ihr schwer und uninteressant erschienen.

In dem Kinde entwickelte sich eigenthümlich, aber unaufhaltsam, die Knospe echtester tiefster Weiblichkeit, die, wenn sie zur Blüthe kommt, die schönste

Blume ist, welche die Erde hervorbringt; die aber leider nur zu oft erstickt, unterdrückt, verkrüppelt wird durch das, was man Erziehung zu nennen beliebt.

Am 25. März 1801 war Louise acht Jahre alt. Herr Dutroussel hatte zu diesem Tage hinüber nach Kybullen kommen wollen, aber er kam nicht, die Grenze war gesperrt, ein Schrecken ging durch das Land, der Kaiser Paul war in der Nacht vor diesem Tage in seinem Bette erdrosselt worden.

Damals flogen die Nachrichten noch nicht auf den Flügeln der gezähmten Blitze durch die Welt, es waren vierundzwanzig Stunden nöthig gewesen, um den Befehl der Sperre von Petersburg nach der Grenze zu bringen.

Rußland huldigte dem schönen, jugendlichen, liebenswürdigen Großfürsten Alexander. Die Welt nahm eine neue Gestalt an. —

Auch auf die kleine Welt, in der Louise lebte, wirkte jene schreckliche Begebenheit fühlbar.

Fürst Platon Subow, einer der Verschworenen, ward aus Petersburg verwiesen und auf seine Güter verbannt.

Fürst Subow bewohnte das stattliche Schloß, dessen Fenster im Sonnenlicht wie Gold jenseits der Memel glänzten. Fürst Subow suchte Zerstreuungen,

er ließ bauen, Gärten anlegen, Kanäle graben, er zog deutsche und französische Künstler und Gelehrte zu sich und hielt einen kleinen Hof auf seinem Grund und Boden.

Herr Wohlgemuth, der Grenznachbar des Fürsten, erhielt eine Einladung zu demselben, die sich späterhin oft wiederholte und auf die ganze Familie ausdehnte.

Fürst Subow hatte darum gebeten, ja er hatte es durchaus verlangt, daß sein deutscher Nachbar seine ganze Familie zu ihm brächte.

So sah denn auch Louise, der man ein Kleidchen von schwarzem Tafft mit rosa Schleifen gemacht hatte, den Mann, von dem sie so viel hatte sprechen hören. —

Vetter Wilhelm stand wie immer, wenn sie zusammen unter Menschen waren, hinter ihr, die flache Hand auf ihre Schulter gelegt.

„Beschreibe mir das Zimmer," flüsterte er ihr zu, während der Fürst sich laut in französischer Sprache mit Herrn und Madame Wohlgemuth unterhielt.

Es gehörte zu ihren unabänderlichen Verpflichtungen, dem blinden Vetter Alles und jedes Neue zu beschreiben, das sie zu sehen Gelegenheit hatte,

und da der Blinde sehr genau nach Allem fragte, so gewöhnte sie sich daran achtsam auf Alles zu merken.

Hier gab es recht viel zu sehen und Louisens große klare Augen wanderten aufmerksam von einem Gegenstande zum andern.

Außer der Familie Wohlgemuth und dem Fürsten war nur noch eine Person an der Tafel. Ein junger, sehr junger Mann in jener Tracht, die man damals à la Werther nannte.

Er hatte ein hübsches Gesicht, wenigstens schien es Louisen so, die ihm gerade gegenüber saß, und seine großen klaren blauen Augen hingen wie festgebannt an Lydia, die in einem Kleidchen von weißem ostindischen Mousselin mit hellblauen Schleifen wie ein leibhaftiger Engel aussah.

Als der Fürst die Tafel aufhob, trat der junge Mann zu Herrn Wohlgemuth und sagte:

„Würden Sie es mir erlauben das Gesicht Ihrer ältesten Tochter als eine Studie zu zeichnen?“

Madame Wohlgemuth, die neben ihrem Gatten stand, nahm das Wort für denselben und bejahte die Bitte des Fremden, der dadurch sehr erfreut schien. Schon am nächsten Tage fand er sich in Kybullen ein, wo außer ihm noch viele Gesellschaft versam-

melt war, der Herr Wohlgemuth ihn als den Maler Herrn Treufeldt vorstellte.

Viertes Capitel.

Aber der Krieg hat auch seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks. —
Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.
Schiller. Braut von Messina.

Der junge Maler Herr Treufeldt war bald täglicher Gast in Kydullen. Er porträtirte die Familie und hatte Freude an jedem einzelnen Kopfe, da in der That sowohl Herr Wohlgemuth als seine Gattin schöne Menschen waren.

Die kleine Lydia malte er in den verschiedensten Stellungen, als Psyche mit Schmetterlingsflügeln, als Engel, als Elfe, und gefiel sich darin, immer neue Trachten, Draperien und Stellungen zu ersinnen, in denen er das schöne Kind betrachten und Andern zeigen konnte.

Vor allem machte es ihm Vergnügen kleine Bildchen zu zeichnen, in denen er das Porträt Lydia's mit dem des alten Schäfer Gottfried vereinigte, dessen schöner Greisenkopf ihm gleich am ersten Tage seiner Anwesenheit in Kybullen in die Augen fiel.

Herr Treufeldt war von dem Fürsten Subow engagirt, ihm bei der Decoration seines Schlosses behilflich zu sein. Er malte während seiner Anwesenheit bei diesem Magnaten zugleich ein schönes Bild, das für das Altarblatt des Klosters bestimmt war, welches auf polnischem Gebiete mit den Besitzungen des Herrn Wohlgemuth grenzte, und hielt sich manchen Tag in der Gesellschaft der Klosterherren auf, die den jungen deutschen Künstler schon darum sehr gern bei sich sahen, weil er eine ausgezeichnet schöne Stimme und sich bereit gezeigt hatte, bei musikalischen Aufführungen in der Kirche der frommen Väter mit zu wirken.

Da Wilhelm von Itzstein sich erboten hatte, seiner Cousine Louise Gesang-Unterricht zu geben, so sang denn nun das kleine Mädchen täglich eine Stunde mit ihrem blinden Vetter und in den nothwendigen Pausen der Uebungen mußte sie ihm erzählen, von allen möglichen und unmöglichen Dingen, die sie umgaben.

Sie war überhaupt jetzt mehr seine Führerin als Magister Fisch. Er liebte es, seine Hand auf ihre Schulter zu stützen und, neben ihr hergehend, mit ihr zu plaudern. Er liebte es, in ihren reichen Locken zu wühlen, oder ihren weichen Kindernacken zu streicheln. Er nannte sie sein Bräutchen und war so aufmerksam gegen sie, als wäre das Kind bereits eine Jungfrau.

Die Kleine fühlte und wußte bei dem Allen nur das Eine: Der Vetter war ein armer Blinder, der ihre Hilfe bedurfte und gern annahm. Sie selbst kannte kein größeres Vergnügen als sich hilfreich und nützlich zu zeigen, und so durch Gefälligkeit und Freundlichkeit sich die Liebe zu erwerben, die ihr nicht wie ihrer Schwester um ihrer Schönheit willen schon entgegen flog.

Louise führte Vetter Wilhelm spazieren, erzählte ihm von Blumen und Früchten, wie schön sie seien, wie passend jedes an ihnen von Gott eingerichtet sei, von dem Auf- und Untergang der Sonne und der Pracht der Morgen- und Abendröthe, und wie sie selbst in der Natur nichts anderes sah als das Prachtgewand Gottes, so konnte sie ihrem blinden Freunde auch nichts anderes darin zeigen. — Er pflegte dann wohl zu lächeln, manchmal auch in

seiner unheimlichen Weise zu lachen, aber er hörte ihr doch gern zu, und brachte sie immer wieder auf ihren Naturgott.

Uebrigens hatte sich der blinde Jüngling in sehr kurzer Zeit an Kydullen und seine nächsten Umgebungen gewöhnt.

Er konnte ohne Führer im Wohnhause und im Garten umher gehen, er erkletterte die alten Obstbäume mit der Dreistigkeit eines Sehenden, er sammelte Himbeeren und Erdbeeren, er besserte im Hause die Schlösser und machte tausend Dinge, bei denen man durchaus glauben mußte, daß zu ihrer Anfertigung das Augenlicht nothwendig sei.

Der alte Schäfer nannte ihn einen blinden Teufel und in der That, etwas Diabolisches lag in dem Wesen, in dem furchtbar entstellten Gesicht, in der verwegenen Geschicklichkeit des Blinden.

Das ganze Haus, ja die ganze Umgegend fürchtete ihn. Sein schneidender Witz war eine Waffe, die er ohne Rücksicht, ohne Gnade und Barmherzigkeit brauchte, und die jeden verwundete, während seine Blindheit und der daraus folgende Anspruch auf das Mitleid und die Theilnahme jedes menschlichen Herzens seine Gegner ihm gegenüber waffenlos machte. Nur ein einziges Geschöpf behandelte er

mit stets gleich bleibender Güte, und das war Louise, die ihrerseits eine aufrichtige Zuneigung zu ihm gefaßt hatte, weniger um der Nachsicht willen, durch die er sie auszeichnete, als wegen der Belehrungen und Unterhaltungen, die das lernbegierige Kind in seiner Gesellschaft fand.

Draußen in der fernen Welt tobten die Donner des Krieges und ungeheuere Ereignisse schritten auf ehernen Füßen einher, freilich ohne unmittelbar die abgelegene Gegend zu erreichen, in welcher die Knospe des Menschenlebens keimte, mit dem wir uns hier beschäftigen.

Während Napoleon Bonaparte in der Schweiz, in Italien, in Holland und Spanien Gesetze gab, die an allen Orten darauf abzweckten, ihn zum Kaiser und Herrn Europa's zu machen, lag der Frieden noch segnend über Preußen und auch in dem kleinen Thal am Memelufer blühten die Bäume, reiften die Aehren, gediehen die Heerden, wuchsen und erblühten die Kinder, während die Erwachsenen ihre Theilnahme an den Ereignissen der Außenwelt in lebhaften Gesprächen kund thaten, die nicht selten in offenen Zwist übergingen.

An einem milden Abende ging Vetter Wilhelm mit Louisen ein wenig jenseits der polnischen Grenze am Ufer der Swantowit spazieren. Die Soldaten

und Officiere der Grenzwachen ließen die ihnen genau bekannten Mitglieder der Familie Wohlgemuth stets ungehindert passiren.

Die Glocken der kleinen Klosterkirche läuteten, die Ufer des rauschenden Flüßchens waren bunt geschmückt mit Veilchen und Maaßliebchen, ein milder süßer Frühlingsabend lag über die Welt, und als die beiden Spaziergänger an das Plätzchen kamen, wo aus dem Schatten von vier jungen Linden ein Kruzifix hervorragte, wünschte der Blinde ein wenig auf dem Rasen zu sitzen.

„Vetter," sagte Louise, als sie zu seinen Füßen gelagert Veilchen zusammenband, um ihm ein duftiges Sträußchen zu schenken, „können Sie mir sagen, wen das Bild vorstellt, das so bleich und traurig hier an dem Holze hängt?"

Schon zuckte ein Lachen unheimlich über das Gesicht des Blinden, aber es kam nicht zum Ausbruche, denn der Ton, in dem das kleine Mädchen sprach, war so wehmüthig. „Es hängt hier von Wetter und Wind gepeitscht," sagte sie, „und ich kann das Bild kaum ansehen ohne Weinen; ich gäbe was darum, könnte ich die arme Gestalt hinlegen, daß sie ausruhe, und sie bedecken, daß Regen und Hagel ihr nicht ins Gesicht schlügen."

„Es war einer von den großherzigen Männern," entgegnete Wilhelm als sie schwieg, sich zu ihr niederbeugend, „die es versuchten ihre stockdummen Zeitgenossen zu belehren; dafür haben sie ihn dann natürlich ans Kreuz genagelt und ihn daran verbluten und sterben lassen. Daß Du aber noch nichts von ihm gehört, Du kleine Fromme, ist indeß ein wenig stark."

„Erzählen Sie mir von ihm, Vetter Wilhelm," bat Louise.

Jetzt lachte er unaufhaltsam: „In der That, da wendest Du Dich an den Rechten, ha, ha, ha, ich bin der Mann, ein kleines Mädchen im Christenthume zu unterrichten, ich will Dir aber etwas sagen: Du bist ja eine fleißige Bibelleserin, schlag auch einmal das neue Testament auf, da wirst Du alles finden, was je von ihm geschrieben ward."

Noch am Abende dieses Tages saß Louise mit Muhme Elsbeths Bibel am Tisch in der Kinderstube und las und las und eine ungeheure, ungeahnte Revolution ging in dem jugendlichen Herzen vor.

Sie verstand natürlich von dem was sie las nur so viel, als das einem Kindergeiste möglich ist, aber gerade der Kindergeist ist am empfänglichsten für die Lehren der Versöhnung, der Geduld und Liebe.

Ihr Herz schlug, als sie die Leidensgeschichte

las, in unendlichem Mitleid, sie weinte heiße glühende Thränen über die geistigen und körperlichen Leiden des Erlösers und bebte am ganzen Leibe, als sie las, wie Christus sich umgesehen beim Hahnschrei und den Freund, der ihn verleugnete, angeblickt.

Sie fühlte den ganzen Schmerz der Reue, die Petrus gefühlt haben mußte, sie fühlte die ganze Wonne der Verheißung, die das Herz des sterbenden Verbrechers durchzuckt haben mußte, als Christus ihm versprach: Heute sollst Du mit mir im Paradiese sein!

Das Nachtlämpchen, bei dem sie las, brannte düster, Lydia lag im tiefen sanften Schlaf, Muhme Elsbeth war unten in der Küche, denn es war große Gesellschaft bei den Eltern und die Hilfe der Alten war in diesem Departement gewünscht worden. So hatte Louise Zeit und Gelegenheit, sich ihrer Lectüre und den durch sie erregten Gefühlen hinzugeben.

Warum Christus gestorben, welche Lehren und welche Tröstungen das Christenthum an seinen Tod knüpfte, davon hatte das Kind auch nicht die leiseste Ahnung und bedurfte dessen auch nicht, um mit Mitleid und tiefer Liebe des großen Sterbenden zu gedenken.

Erst am Morgen nach einer fieberhaften Nacht fand der Gedanke an das Warum? und Wozu? des Leidens und Sterbens Christi Platz in Louisens Seele,

und mit diesen Fragen auf den Lippen ging sie zu dem Freunde, der jede ihrer Fragen zu beantworten pflegte und sie nie naseweis schalt, sie mochte fragen was und so viel sie wollte, zu dem alten Schäfer Gottfried.

Der Greis war im Felde, seine Heerde weidete die Brache ab, ein Stück Land, das sich vom Strom empor zog, bedeckt mit ganz kleinen Vergißmeinnicht, hellfarbigen Stiefmütterchen und jenen feinen weißen Blümchen, die der Landmann Hirtenlesche nennt.

Er saß in seinen blauen Mantel gehüllt unter einem mächtig großen wilden Birnbaum, der von weißen Blüthen bedeckt war, in denen Bienen surrten, und strickte Handschuhe. Die Schafe waren weit umher zerstreut und die beiden Hunde lagerten zu ihres Herrn Füßen.

Der Besuch seiner kleinen Freundin erfreute den Greis herzinnig.

„Bist lange lange nicht draußen bei mir gewesen, Lieschen," sagte er, ihr liebevoll in die Augen schauend, und setzte dann hinzu: „was hast auf Deinem Herzchen?"

Sie lehnte sich an ihn und sagte in Weinen ausbrechend: „Ich habe von Christus gelesen, diese Nacht, von seinem Leiden und Sterben, sag Du mir, Gottfried, warum mußte er sterben? warum mußte

sein Jünger ihn verrathen? warum ließ der liebe Gott zu, daß der beste aller Menschen so leiden mußte?"

Der Greis schüttelte den Kopf und sagte vor sich hin: „Hab's mir doch immer gedacht, daß es mal dazu kommen würde, daß Du mich nach diesen Dingen fragst. Ich weiß davon nicht viel, bin eben nur ein alter ungelehrter Mann, aber was ich darüber weiß und denke, das will ich Dir sagen. Ich glaube, daß Christus ganz aus freiem Willen starb, damit seine Schüler sehen sollen, daß es gar kein Leid und keine Qual auf der Welt giebt, die derjenige, der das rechte Herz hat, nicht mit Geduld, ja mit Freudigkeit und ohne sich irgend wie durch Murren oder Bitten zu verfehlen, ertragen könne. Auch starb er wohl, damit die, welche gesündigt haben und sich nun vor Gottes Strafe fürchten, glauben lernten, ein Anderer habe mit seinem Leid ihre Schuld gebüßt; und da mag's Manchem leichter ums Herz werden, wenn er an die Todesqual des unschuldigen Heilands denkt, und er findet den Muth mit seinem Leben von vorn anzufangen. Auch ist er wohl gestorben, um seinen Jüngern zu beweisen, daß er gar nicht König von Israel sein wollte, sondern um ihnen durch Lehre und Beispiel zu zeigen, wie man in allen

Verhältnissen auf der Welt, gleich viel wer einem befiehlt, so recht in allen Stücken tugendhaft sein kann. Sie reden jetzt auch so viel von Freiheit," setzte der Greis hinzu und blickte mit seinen dunkelbraunen Augen in die Ferne, die duftig und schimmernd jenseits des blauen Stromes lag, „und vergessen Eins, was doch jeder, der sich Christ nennt, wissen muß: Ein jeder ist frei, der da gerecht sterben kann!"

Der Alte schwieg und heftete seine Augen auf das Kind zu seinen Füßen, das mit tiefster Aufmerksamkeit seinen Worten gelauscht hatte.

Von dieser Zeit an hatten die Gespräche Louisens mit ihrem alten Freunde eine neue Wendung. Wenn er früher ihr nur Gottes Allmacht, Größe und Weisheit in der Natur gezeigt hatte, so bezog er sich jetzt auch häufig auf die Geschicke der Menschen und Völker und Jesus Christus ward in dieser Beziehung für Louise der Mittler zwischen Gott und Welt.

Das Kind, das einen tiefen Strom von Liebe im Herzen trug, für den sich kein Abfluß fand, da weder der blinde Vetter, noch der alte Schäfer, noch Magister Fisch oder Muhme Elsbeth Persönlichkeiten waren, an welche Louise sich mit der vollen Kraft ihrer Seele hätte anschließen können, da endlich ihre Eltern ihr sehr fern standen und die Schwester ein

ganz von ihr verschiedenes Wesen war, hing sich mit tief schwärmerischer Innigkeit an das Bild, das sie sich selbst von dem Erlöser, dem Weltheilande, machte, und trotz den rationalistischen Ansichten des alten Gottfried, trotz Wilhelms Spott und des Magisters offen zur Schau getragenem Atheismus, war Louise eine glühende schwärmerische Christin geworden, wenn anders das Christenthum in tiefer Liebe zum Heilande und dessen Lehren besteht.

Sie betete das Vaterunser Morgens, wenn sie erwachte und hatte sich, um es würdig zu beten, aus einem kleinen Tisch einen Altar gemacht, den sie täglich mit Blumen oder frischem Grün schmückte. Sie las mit einer Art von visionärem Entzücken in jeder Freistunde in der Bibel und sah gleichsam von innen alles das vor sich geschehen, was dort mit lebendiger Einfachheit erzählt wird. Der Tod Jesu mit seinen bittern Schmerzen war so sehr Gegenstand ihrer Theilnahme und ihres Nachdenkens, daß sie oft Viertelstunden lang und länger die Arme ausstreckte, um sich die Pein des Gekreuzigten zu vergegenwärtigen, und dann verfiel sie in heftiges Weinen, das bisweilen etwas Krampfhaftes hatte, auf das aber niemand merkte; denn das ganze Haus war anders beschäftigt und das unschöne Kind war

keiner Seele ein Gegenstand besonderer Theilnahme als eben dem Blinden, und wenn der die kleine Louise schluchzend und bebend fand, so hielt er das für nervöse Reizbarkeit, die eben bei einem kleinen Mädchen natürlich sei und bloß aus körperlichen Ursachen stamme.

Denn im Leben und Lernen war die Zeit allmählig dahin geflogen.

Napoleon war Kaiser geworden und kriegte mit der ganzen Welt und Berichte von seinen Schlachten und Siegen drangen in das entlegene Herrenhaus und riefen Debatten und Streit hervor unter seinen Bewohnern.

Vetter Wilhelm behauptete und Magister Fisch stand ihm bei, Preußen könne sich überhaupt nur erhalten, wenn es um jeden Preis die Gunst und Genossenschaft des französischen Weltherrschers festhalte, während Herr Wohlgemuth sehr eifrig wünschte, daß sein Vaterland alle seine alte Macht und Kraft entwickeln möge, um dem weiteren Umsichgreifen der französischen Macht einen Damm entgegen zu setzen.

Madame Wohlgemuth hatte, wie die meisten Frauen ihrer Zeit, gar keine Meinung und gar keine Theilnahme für alle diese Angelegenheiten. Sie glaubte, daß das nur die Männer anginge und daß es

eigentlich ein Mangel an Rücksicht gegen Damen sei, in ihrer Gegenwart so etwas zu verhandeln.

Lydia, jetzt ein bildschönes dreizehnjähriges Mädchen, theilte diese Ansicht ihrer Mutter, und wenn sie eintrat, schwieg auch gewöhnlich jedes Gespräch, das sich nicht direct auf sie, ihre Schönheit, ihre Toilette, ihre Unterhaltungen, auf Gesellschaften und dergleichen bezog.

Herr Treufeldt, der jetzt seit fünf Jahren zum Haushalte des verbannten Fürsten gehörte, hatte den beiden kleinen Mädchen Zeichnenunterricht gegeben, Monsieur Dutroussel aber war schon vor Napoleons Thronbesteigung nach Empfang eines Briefes, für den er über einen Thaler Postgeld bezahlt hatte, nach Frankreich zurückgekehrt.

Um dies möglich zu machen, hatte er ein schweres Opfer gebracht, er hatte den kostbaren Brillantring, der nach der Schätzung Leib Hillers, des jüdischen Krügers, der ein Kenner war, achthundert Rubel werth sein konnte, für hundert Thaler bei diesem versetzt.

Der Abschied des Franzosen von der Familie Wohlgemuth war ein sehr freundlicher gewesen.

Er dankte dem Gutsbesitzer so warm und so edel für alle Freundlichkeit, die ihm erwiesen worden, und

schien die Scham, mit der er früher seine Armuth verborgen, ganz und gar abgelegt zu haben; denn lächelnd sprach er von den überstandenen Entbehrungen, die er sonst so sehr verheimlicht hatte, ganz offen und ohne Rückhalt.

„Ihnen, meine kleine Freundin,“ sagte er unter anderem, indem er Louisens Händchen in seine beiden Hände nahm, „bin ich besondern und herzlichen Dank schuldig. Die Taschentücher, die sie mir gemacht und heimlich in meinen Rockelor gesteckt hatten, befähigten mich unter Menschen zu erscheinen und mir mein Bißchen Brod durch Tanzunterricht fernerhin zu verdienen, ohne daß ich mein einziges Besitzthum, meinen Ring, verkaufte, den ich, ein theueres Andenken an meine Familie, die der Revolution zum Opfer fiel, in sehr kurzer Zeit von meinem alten wackern Wirth einlösen werde. Sie, geehrter Herr Amtmann, übernehmen wohl die kleine Mühe, das Geld an Leib Hiller zu zahlen und den Ring an die Adresse zu schicken, welche ich Ihnen mit dem Gelde senden werde, sobald ich in meinem Vaterlande angekommen bin.“

Das hatte Herr Wohlgemuth versprochen und gehalten; denn schon zwei Monate nach der Abreise des Franzosen traf ein Geldbrief ein, in dem Herr Dutrouffel hundert Thaler nebst den Zinsen und noch

einem Geschenk von zehn Thalern an Leib Hiller, zehn Thaler als ein kleines Andenken für die Dienerschaft des Herrn Wohlgemuth und fünfzig Thaler als eine Gabe an das Kloster zur Vertheilung an die Armen der Gegend sandte und sehr artig bat, den Ring wohl verpackt und mit allen Sicherheiten versehen, die die Post bietet, nach Paris an den ‚Vicomte de St. Albans poste rest.‘ zu senden.

Das war denn auch geschehen. Der höfliche arme Franzose war, verdrängt von andern Erscheinungen, in dem Familienkreise vergessen worden und die Zeit ging ihren ruhigen Gang fort, ließ die Kinder wachsen, die Bäume blühen, die Früchte reifen, den Schnee fallen und machte aus Abend und Morgen, aus Sommer und Winter die Jahre, die leise hinrauschten über die Familienkreise, laut hindonnerten über die aufgeregte Welt.

Muhme Elsbeth hatte die Mädchen nähen und stricken, Filet knüpfen und Plattstich sticken gelehrt. Sie waren beide nicht ungeschickt, aber Lydia hatte mehr Lust zu feinen Arbeiten, und da es einmal hergebracht war, daß die schöne Tochter nur das that, wozu sie Lust hatte, so blieben die mühsameren und nützlicheren Arbeiten der jüngern überlassen.

Als eilfjähriges Mädchen mußte Louise der alten

Kindermuhme Wäsche nähen und ausbessern helfen, sie lernte im Absehen auch ein wenig schneidern. Das war zu jener Zeit eben nicht allzukünstlich. Man trug kurze Taillen, enge kleine Aermelchen und so enge Röcke, daß auch nicht ein Fältchen sich auf der Figur zeigen durfte. So ein Damenrock mit seiner Schleppe war eben geformt, wie eine umgekehrte Tüte, von der man die Spitze abgeschnitten, das breite Ende spazierte hinter der Trägerin her oder ward naiv mit einem Häckchen an den Gürtel befestigt. Das alte Verschen

Chemise und Hemd sind Eins
Aermel hat keins

bezeichnete ganz passend die Tracht der Zeit.

Lydia, deren Gestalt früh jungfräuliche Formen bekam, sah auch in jener unschönen Tracht schön aus, aber Herr Treufeldt, der Maler, machte sich trotzdem über die Mode, die die Nacktheit begünstigte, sehr lustig und von ihm eben hatte Louise zuerst jenes Reimchen gehört.

Louise, deren Geist sich in ihrer eigenthümlichen Umgebung mehr und mehr ans Denken gewöhnte, während ihre natürliche Herzenswärme in ihrer jungen Seele eine Fülle von Gefühlen entwickelte, war ein sehr ungewöhnliches Kind. Sie wäre ein sehr wun-

derliches Kind gewesen, ohne die frühe Anleitung Monsieur Dutroussels, der sie gelehrt hatte, in allen Gefühlsaufregungen, bei allem Nachdenken, bei Arbeit und Spiel, bei Lust und Schmerz, ihre äußere Persönlichkeit, in den Grenzen des Schicklichen und Anständigen zu halten.

Trotz der Pockennarben war auch Louise ein hübsches Mädchen oder vielmehr zur Zeit noch ein sich hübsch entwickelndes Mädchen. Sie war groß und schlank wie ihre Schwester, hatte die schönen sanften Augen der Mutter, aber in diesen Augen lag ein Ausdruck, der die Beschauer anzog und den man sowohl bei Madame Wohlgemuth als bei der weit schöneren Lydia vermißte, der aber kaum in das Gesicht eines zwölfjährigen Mädchens paßte.

Louise war kein Kind mehr, trotz ihres noch kindlichen Alters, denn sie dachte wie eine Jungfrau und fühlte wie eine solche. —

Die Zeit war ernst und furchtbar. Das deutsche Reich hatte aufgehört zu existiren und ein großer Theil desselben war in den Rheinbund verwandelt, an dessen Spitze auch der Herr der Welt, Napoleon Bonaparte, stand.

Rußland und Oesterreich hatten sich zum Kriege

gegen diesen verbunden gehabt und überall waren die Waffen des Weltherrschers Sieger geblieben.

Man hielt es für gewiß, daß auch Preußen seine Macht gegen den allmächtig Werdenden in die Wagschale des Krieges werfen werde. Herr Wohlgemuth war in diesem Fall zu jedem Opfer bereit. Vetter Wilhelm aber wußte besser, daß es Frieden blieb, er wußte es aus den Briefen seines Vaters, der, selbst ein leidenschaftlicher Verehrer Bonaparte's an den abwesenden Sohn Briefe schrieb, die oft Louisens junges, warm für ihr Vaterland schlagendes Herz empörten. Louise nämlich war jetzt wie sonst immer noch die treueste Gefährtin, die freundlichste Dienerin des Blinden, obgleich ihre Gefühle und Gedanken, je mehr sie sich bestimmt entwickelten, desto stärker von denen ihres unglücklichen Verwandten abwichen.

Indeß der Krieg brach doch aus, der Krieg mit allen seinen Schrecken, und wälzte sich, ein gräßlicher alles verheerender Lavastrom, auch jenen entlegenen Gegenden Ost-Preußens zu.

Prinz Louis Ferdinand hatte bei Saalfeld seine jugendlichen Verirrungen mit einem frühen Tode gebüßt, die Doppelschlachten bei Jena und Auerstädt waren geschlagen worden, die festesten Plätze Preußens

capitulirten, große versprengte Heerhaufen gaben sich rathlos ohne Schwertstreich gefangen.

Jedesmal, wenn die Nachricht eines neuen Unglückes in dem kleinen Familienkreise ruchbar wurde, saß Vetter Wilhelm mit seinem gewohnten unheimlichen Lachen unter seinen weinenden oder zürnenden Verwandten. Magister Fisch fluchte über den Corsen, den das Glück in toller Raserei auf seinen Schwingen zur höchsten Spitze der Macht erhebe. Louise, Lydia, Madame Wohlgemuth, Muhme Elsbeth und alle weiblichen Gäste, die sich in dem Herrenhause versammelten, zupften Charpie, bereiteten Bandagen und strickten Strümpfe für die armen Verwundeten und Kranken.

Das französische Heer und sein Kaiser waren in Berlin eingezogen und Friedrich Wilhelm der Dritte mit seiner trauernden Gattin, seinen kleinen Kindern und seinen Dienern nach Königsberg geflüchtet. Der Herzog von Braunschweig starb in Folge seiner schweren Verwundung auf seiner Flucht nach Ottensee.

Ein fürchterlicher jammervoller Winter breitete sein Leichentuch über die Erde und Blut und Thränen flossen reichlich auf dieselben.

Auf der Wohlgemuth'schen Familie lag nicht

nur das allgemeine Landesunglück, sondern auch noch mancher besondere Kummer.

Die Getreidepreise waren gefallen, der Grundbesitz, besonders in Gegenden wie die, wo Wohlgemuths Gut lag, fast gänzlich entwerthet.

Die Kriegslawine wälzte sich dem einst so heitern friedlichen Herde näher und näher. Rußland und Preußen waren zwar Verbündete, aber die Polen, von Napoleon Wiederherstellung ihrer Nationalität hoffend, standen in vollem Aufruhr. In Posen hatte General Davoust zwei preußische Beamte niederschießen lassen, die für den König die Kassen zu retten versucht.

Bedeutende königliche Kassen befanden sich in Kydullen, ein Grenzzoll- und Grenzsalzamt, die Depots derselben sollten nach Rußland an den General Miloradowitsch abgeliefert werden zur Disposition für den unglücklichen König, im Fall es nöthig würde, daß er mit seiner Familie den Niemen überschreiten müsse.

Pillau und Magdeburg, Stettin und Glogau capitulirten, und nur in Graudenz und Colberg thaten Commandant und Garnison ihre Schuldigkeit.

Kein Tag verging ohne eine Trauerbotschaft, keine Nacht nicht ohne die ängstliche Aufregung, ob

auch der Feind näher sei, als man glaube, und plötzlich hereinbrechen werde.

So war der Februar herangekommen und brachte düstre Regentage. Louise trat aus dem Wohnhause und ging zu ihrem alten Freunde Gottfried, in dessen Gesellschaft sie immer noch so gern wie als kleines Kind war. Sie sollte ein Packet Charpie abholen, das er gezupft hatte und das mit andern Dingen am nämlichen Tage nach Königsberg geschickt werden sollte.

Der Greis saß unter seinen Thieren, sein Hund hatte den Kopf auf seine Knie gelegt und zitterte von Zeit zu Zeit.

„Hören Sie nichts, Mamsell Louise, mein Kind?" fragte er die Eintretende.

„Was sollte ich hören, Alter?"

„Der Feind ist nicht allzuferne," sagte der Schäfer, „und eine große Schlacht wird in diesem Augenblick geschlagen. Der Kanonendonner ist zu hören! geben Sie Acht! da, lehnen Sie Ihr Ohr her an den Pfeiler, so werden Sie es gewahr werden."

Louise that, was der Greis sagte. Allerdings hörte sie eigentlich nichts, aber der Pfeiler schien von Zeit zu Zeit zu beben.

Der Alte faltete seine braunen Hände. „Beten

Sie, mein liebes Kind," sagte er besorgt, „Tausend Mutterkinder treten in dieser Stunde unter Schmerz und Jammer vor Gottes Richterthron. O Gott! Gott! Du mein Herr Gott, und wenn die Nacht kommt, werden Sie auf dem Schnee liegen, verblutend, sterbend, ohne einen Tropfen Wasser, den Durst zu stillen, ohne einen Freundestrost, den Himmel mit seinen grauen Wolken als einzige Decke über sich. O Du allerbarmender Gott, und ich habe auch zwei Söhne darunter!"

Er lehnte seinen silberweißen Kopf von Neuem an den Pfeiler und horchte mit allen Zeichen heftigster Gemüthsaufregung.

„Mein gnädiger Herr, der Fürst Erdmann von Pückler, hat eine Landwehr daheim im Schlesigerlande errichtet. Wenn alle die Großen und Vornehmen dächten wie er; an uns armen Leuten würde es auch nicht fehlen, jeder giebt gern sein Blut und Leben für unsern wackern König und die schöne holdselige Königin; aber es ist faul da oben, faul, Mamsell Louise, und Gottes Gerichte müssen kommen. Heuchler und Lügner sind um den König, es muß erst alles in Trümmer fallen und verwesen, daß ein neuer Bau aufgeführt werden und neue Saat wachsen kann."

In diesem Augenblick sah Louise den blinden Vetter auf den Arm des Magisters gestützt aus der Hausthüre treten.

„Ein Erdbeben oder Kanonendonner," sagte der erstere, indem er rasch über den Hof ging, „kein Zweifel kann darüber obwalten. 's ist ein eigener Ton!" Er streckte bei diesen Worten die Arme aus und rief mit seiner lauten sonoren Stimme:

„Bataillonen niederwälzt der Tod!" und Louise in seiner Nähe hörend sagte er: „Ach, da bist Du, Louise! komm zu mir, wir können, wenn's Glück gut ist, in achtundvierzig Stunden die ersten Franzosen hier haben."

Louise weinte heftig.

„Nun das wird Dich wohl nicht betrüben, die französischen Officiere sind alle wahre Bajards, Ritter ohne Furcht und Tadel, tragen schöne Uniformen, tanzen und charmiren, sie bringen das goldene Zeitalter für alle Mädchen mit sich, und Du, Louise, bist auch eins."

„O Vetter, Vetter!" rief das junge Mädchen unter rinnenden Thränen, „können Sie scherzen, während nicht all zu fern von uns vielleicht so viele Freundesherzen brechen?"

„Ich scherze nicht, ganz und gar nicht, wo die

Franzosen noch hingekommen, sind sie von den Damen besonders als Freunde empfangen worden. Ah, ich glaube, wir bekommen ein hübsches Schneegestöber? wenn es da wo man kämpft auch so ist, so giebt das einen Zuwachs zu den Annehmlichkeiten dieses schönen Tages."

Es war dem Mädchen nicht länger möglich, in das höhnische Gesicht des Blinden zu sehen und auf seine wüsten Worte zu hören. Mit ihrem Charpie-Bündel beladen eilte sie über den Hof zu Mama und Lydia, die mit einigen Damen aus der Nachbarschaft Bandagen hefteten.

Lydia war bleich wie ein Marmorbild. Die Mutter weinte.

Herr Wohlgemuth trat in das Familienzimmer und rief seine Gattin.

Sie kehrte bald zurück und sagte unter Thränen: „Mein Mann hält es für nothwendig, daß ich meinen Schmuck und unser bestes Silber ihm übergebe, damit er es vor Ankunft des Feindes möglichst in Sicherheit bringe."

„Wir haben auch schon das unsrige vergraben," sagte die Frau des Grenzzoll-Inspectors.

„Es soll das aber von keinem Nutzen sein bei diesen Franzosen," meinte die Frau des Ober-Salz-Inspec-

tors, „sie finden in Kellern und auf den Böden, unter den Dachziegeln, in den Blumentöpfen und überall das Verborgene auf. Ein armer Bauer hatte sein Bißchen Gold ins Storchnest versteckt, da meinte er es sei ganz sicher, aber ein kleiner französischer Tambour verlangte, so wie er nur ins Haus trat, eine Leiter und sagte: Ick will nur sehen in den Nest von der Vogel, so Vogel legt sehr oft goldne Eier, ick hab schon mehr als einmal solche herausgeholt! — und so stieg er denn hinauf und nahm das Versteckte und lachte den armen Bauer, der es so klug gemacht zu haben glaubte, noch brav aus —"

Man aß zu Mittag, es ward Abend und wieder Morgen und der Kanonendonner dauerte fort.

Am nächsten Tage kam eine Extrapost in den Hof gefahren. Ein Paar russische Soldaten saßen auf dem Bock des Wagens, ein Paar andere hinten.

Ein Gemurmel durchlief das ganze Haus Wohlgemuth, man brachte den ersten Verwundeten von der Schlacht bei Eylau.

Die Soldaten hoben ihn aus dem Wagen. Er ward dabei ohnmächtig.

Der alte Gottfried half tragen, er hatte sein Verbindezeug schon in der Tasche seines blauen Mantels. Man legte den bewußtlos Leidenden auf das

hübsche Sopha im Gesellschaftszimmer. Louise holte warmes Wasser, Essig, Wein und stand bebend neben dem alten Freunde, als er die Wunde untersuchte.

„Es ist nicht zum Tode mit ihm," sagte der Greis, „es ist nur ein Streifschuß, der ihm das Fleisch vom Brustknochen weggerissen hat, die Kugel ist nicht in der Wunde."

Während Gottfried den Verband anlegte, öffnete der bleiche Jüngling seine Augen. Seine Leute standen um ihn, einer derselben, ein großer schlanker Mann, in der Uniform der preobratschinskischen Garde, wendete sich an Herrn Wohlgemuth und sagte: „Sobald der Herr Fürst wieder den Transport ertragen kann, müssen wir ihn über die Memel schaffen. Die Franzosen sind uns auf dem Nacken, können jeden Tag, jede Stunde auch hier eintreffen, und unser junge Herr will lieber beim Transport sterben, als gefangen werden."

„Wer ist Ihr Herr?" fragte Herr Wohlgemuth.

„Der jüngste Fürst Dolgoruki, eben als Lieutenant in die Garde getreten, wir alle sind Leibeigne von seinen Gütern und gehören zu seiner speciellen Bedienung."

Allmählig erholte sich auch der Leidende so weit, um einige Worte zu stammeln, die die Bitte ent=

hielten, ihn jedenfalls über die Memel zu schaffen, damit er nicht in die Hände der Franzosen geriethe.

„Stehen unsere Angelegenheiten so schlimm, daß wir den Feind hier an der entlegensten Grenze des Landes erwarten müssen?“ fragte Herr Wohlgemuth trüb.

„Preußen existirt nur noch durch die zweifelhafte Großmuth des französischen Kaisers,“ sagte der Verwundete matt. „Nach der Schlacht bei Eylau ist Ihr König mit seiner Familie nach Memel geflohen. Königsberg ist in den Händen der Franzosen, und jeden Tag können wir erwarten, daß sie Anstalten machen werden, auch den Niemen zu überschreiten.“

Ein allgemeiner Jammer schien sich der ganzen Familie zu bemächtigen, nur Vetter Wilhelm ging mit seinem gewöhnlichen Lächeln auf der bleichen Lippe, die leblosen Augen weit geöffnet durch die Zimmer, setzte sich endlich ans Klavier und spielte und sang

Fanchon laß die Leyer klingen ꝛc.

Der alte Schäfer, der von dem Verwundeten kommend durch die Clavierstube ging, sah ihm ein Paar Augenblicke zu und sagte dann:

„Machen sie nicht Musik, junger Herr! Wenn sich Gott zeigt in seiner Allmacht, wenn ein Gewitter

am Himmel steht, wenn der Tod im Hause ist, da soll man nicht singen; und das, was jetzt über uns kommt nach Gottes Willen, ist ein Gewitter, das viele Tausende tödten wird."

Lydia und Louise erhielten beide vom Herrn Wohlgemuth den Befehl, in dem Krankenzimmer des jungen Russen ab und zu anzufragen, ob man etwas bedürfe.

Der Jüngling hatte sich nach Anlegung des Verbandes merklich erholt, des alten Schäfers Kräuterbalsam that ihm gut. Er schlief ruhig, trank von Zeit zu Zeit Limonade und sprach in gutem reinem Deutsch seinen Dank aus für die Freundlichkeit, die man ihm erzeigte. — „Als wir ins Feld zogen," sagte er endlich mit schmerzlichem Lächeln, „wünschte ich so sehr verwundet zu werden — nun mein Wunsch ist erfüllt, aber er war sehr thöricht."

Man bereitete Abends eine Art Sänfte zu seiner Fortschaffung. Die Russen bewiesen sich dabei äußerst geschickt und anstellig, und als das Transportmittel, das man für das beste unter den obwaltenden Verhältnissen hielt, fertig war, legte man den Leidenden in Betten wohl verpackt hinein, ein Spitzprahm war bereit und mit herzlichen Wünschen für sein Fortkommen und seine Genesung geleitete die Familie

ihn bis zum Stromufer und sah das Fahrzeug im Mondenschein die mit einzelnen Eisschollen bedeckten Wellen durchschneiden und kehrte traurig und voll trüber Ahnungen zurück in die bedrohte Heimath. —

Die Furcht vor dem Feinde erwies sich indeß noch für einige Zeit grundlos. Die französische Armee rückte nicht weiter vor, man sprach von Friedensunterhandlungen und ziemlich günstigen Bedingungen, die Napoleon dem flüchtigen Könige von Preußen gestellt, wenn er einen Separatfrieden schließen wolle, und in der Familie Wohlgemuth stritt man sich eifrig, ob der König diesen Schritt thun würde oder nicht.

„Er wäre ein Narr, wenn er die günstige Gelegenheit, sich mit einem Stückchen seines Landes aus dieser Klemme zu ziehen, nicht benützte," sagte Vetter Wilhelm. „Eine aufgelöste Armee, erschöpfte Kassen, alterschwache, thörichte, zum Theil verrätherische Generale, ein zerrüttetes Land, der größte Feldherr seines Jahrhunderts ihm gegenüber — da wird er hoffentlich den Zustand seiner Unterthanen, nicht seine ritterliche Freundschaft für Alexander zu Rathe ziehen."

Es war ein trauriger und schauriger Winter, der über dem Lande seinen Eismantel ausbreitete. In die Familie Wohlgemuth aber brachte er dennoch manche frohe Stunde. — Die Memel stand, und

ein lebhafter Verkehr begann zwischen hüben und drüben. Der junge Fürst Dolgoruki erwartete seine Genesung im Hause Platon Subows und wünschte die Pflege des alten Schäfers, der alle Tage hinüberging die rasch heilende Wunde zu verbinden.

Wochentlich wenigstens zweimal speiste Herr Wohlgemuth mit allen Seinen beim Fürsten, wo dann der Genesende auf seinem Sopha ein Mitglied und zwar ein sehr heiteres Mitglied der Gesellschaft bildete.

Platon Subow liebte Musik, und Vetter Wilhelm, Louise und Herr Treufeldt, unterstützt von der nur aus Leibeigenen bestehenden Capelle des Fürsten, gaben hübsche Concerte.

Da erklangen denn Mozarts, Glucks und Beethovens Melodien, da hörte man Joseph Haydns fröhliche Tondichtungen und die etwas vergänglicheren wenn gleich anmuthigen Melodien Himmels, die Vetter Wilhelm besonders liebte. Die deutsche Musik bildete einen Mittelpunkt, eine geistige Standarte, um die sich deutsches Sein und Wesen sammelte. Auch in Herrn Wohlgemuths Hause ward viel musizirt, dort hielt man die Proben, und eine Masse von deutschen Familien versammelte sich, um den lieben vaterländischen Klängen zu lauschen. Die deutschen

Prediger der Nachbarschaft, die Grenzbeamten, einige deutsche Domainen-Pächter und viele andere.

Um die sich früh entfaltende bildschöne Tochter des Hauses sammelte sich bald eine Schaar von Männern und Jünglingen. Louise, um zwei Jahre jünger als ihre Schwester, wurde von den Anwesenden gewissermaßen nur als die Verkörperung ihrer Stimme betrachtet.

Sie war daran gewöhnt, sie fand es natürlich und fühlte sich weder zurückgesetzt noch gekränkt, wenn alle Eintretenden fast ohne sie zu sehen an ihr vorüber und zu dem Platz flogen, wo Lydia neben der Mutter saß.

Fürst Dolgoruki, der im Schlitten und gut verpelzt fleißig über die Memel kam, war der eifrigste von den Anbetern der kaum vierzehnjährigen Schönheit, der englische Oberstallmeister Maidstone stand ihm nur wenig nach, und Herr Treufeldt, der Maler, hatte oft schon erklärt, daß nur das Erblühen dieser jungfräulichen Rose ihn fort und fort in einer so entlegenen Gegend fessele.

Lydia hatte für jeden ein Lächeln, für jeden ein freundliches Wort, sie kannte die Art, die Weise, den Gedankengang jedes Mannes, mit dem sie sprach, in sehr kurzer Zeit und wußte durch geschicktes Schwei-

gen und gut angebrachte einzelne Ausrufungen nicht nur den Glauben bei Allen zu veranlassen, daß sie vielen Geist habe, sondern auch jedem Einzelnen das stolze Bewußtsein zu geben, daß sie mit ihm gleiche Ansichten und Gedanken hege.

Ihre große Jugend verpflichtete sie fast in Gesellschaft keine eigene Meinung zu äußern, und sie wußte es so zu leiten, daß jeder der Männer, den sie zu ihrem Sklaven gemacht, sich zum Lehrer und Erwecker dieser jungfräulichen Seele berufen hielt.

Nur eine Person war es im ganzen Familienkreise, in der ganzen kleinen Welt, mit der die Schwestern lebten, welche die Unschöne der Schönen vorzog, und dieß war Vetter Wilhelm.

Für ihn existirten die zarten Farben nicht, die Lydia's Wangen nur mit dem Kelch der Moosrose theilten; er sah nicht das leuchtend goldige Braun ihrer reichen Locken, die sie nach der Mode der Zeit à la titus kurz geschnitten trug; nicht die blendenden Perlzähne, die zwischen den halboffenen Lippen hervorschimmerten; nicht diese Wunderaugen, deren feuchten Glanz die seidenen Wimpern verdeckten.

Dafür aber sah er etwas anders, etwas wofür alle die vielen sehenden Augen um Lydia blind waren:

Er sah das Spiel, das die junge Kokette mit allen Männern trieb, die in ihre Nähe kamen.

Selbst Magister Fisch fühlte sich ein wenig geblendet von der aufblühenden Schönheit Lydia's und sprach in Gegenwart seines blinden Schutzbefohlenen mit demjenigen Enthusiasmus von ihr, dessen er fähig.

„Sie ist so lernbegierig, so achtsam, sie ist so kindlich rein, ein wahres Bild der Unschuld," sagte er, als sie einst es der Mühe werth gehalten, an einem Abend, wo die Familie nur wenig Besuch gehabt, ihn zum Vorlesen einer Stelle aus der nouvelle Heloise zu veranlassen, von der ein Paar Tage vorher Fürst Dolgoruki mit ihr gesprochen.

„Pah! eine schöne Unschuld das, die Euch alle alte und junge Narren an der Nase herum führt," entgegnete Vetter Wilhelm mit seinem garstigsten Lachen. „Sie werden einen niedlichen Herkules abgeben, Magister, am Rocken dieser unreifen Omphale Beim Teufel, Fisch, Sie sind blinder wie ich, wenn Sie nicht sehen, weß Geistes Kind das vierzehnjährige Mädchen ist. Sie graut sich vor mir, das weiß ich, ich fühle, daß sie zittert, wenn ich in ihre Nähe komme, und doch ärgert sie sich zum Bersten, daß ich ihre Schönheit nicht bewundre, nicht zu ihren Füßen

schmachte. Wenn ich nicht andere Gedanken hätte, die mir wichtiger sind, Magister, ich wollte bloß dadurch, daß ich mich nicht um sie kümmere, dieß alberne Ding dahin bringen, daß sie sich mir, dem garstigen Blinden, an den Kopf würfe. Ihr seid alle dumm, alle mit einander; von Ihnen, Fisch, einem deutschen Magister, wundert mich das nicht, aber alle sind es, Russen, Pollaken und Engländer, die mit dem Dinge in Berührung kommen. —"

„Sie würden nicht so hart von dem schönen Kinde sprechen, wenn Sie es sehen könnten, Wilhelm," sagte der Magister.

„Dummes Zeug!" rief der Blinde, „was ist Weiberschönheit? woraus besteht sie? Unter der zartesten Haut liegt ein grinsender Schädel. Ein Weib soll dem Mann Stütze, Helferin sein, soll es verstehen, ihm das Leben angenehm und bequem zu machen, soll ihm Genuß geben und endlich seine Kinder beaufsichtigen und pflegen, bis sie kräftig genug sind in andere Hände zu kommen. Eure sogenannten Schönheiten macht Ihr zu Götzenbildern, vor denen Ihr kniet; was wird hernach aus ihnen, wenn das rothe Blut aus ihren Wangen gewichen und die seidenen Haare sich versilbert? Ich sag's Ihnen, Magister, ich wäre längst von hier fort, längst, wenn mich nicht ein

großer Zweck an das Nest fesselte: ich ziehe mir hier eine Frau. Das jüngere Mädchen, das wird ein Weib, ein echtes, und das soll mein Weib werden, und es soll mich lieben, vergöttern, auf Händen tragen, soll mit mir, wenn's Noth thut, heimlich davon gehen, mit mir hungern und betteln, wenn's sein müßte. Sie helfen mir hier alle, als ob sie sich dazu verabredet hätten, mir den Brillanten in die Hände zu spielen, der jetzt schon prächtig ist und alle Tage herrlicher geschliffen wird." Er lächelte vor sich hin und drückte einen Kuß auf die Spitze seines Zeigefingers, wie er zu thun pflegte, wenn ihn etwas recht entzückte. „Für mich ist sie schön genug diese schlanke Elfe," fuhr er dann fort, „und was wird sie erst sein, wenn die Blume sich aus der Knospe gedrängt! Ach, und ich werde ihre erste Liebe sein, wahrhaftig die erste; der Gedanke daran, ein Geschöpf wie Louise mit Leib und Seele zu besitzen, alles, alles von ihr zu haben, jeden Schlag ihres Herzens, jeden Gedanken ihres reichen Geistes, jedes Wallen ihres warmen Blutes, könnte Einen mit der Blindheit versöhnen."

Fünftes Capitel.

Und glaube, jedes Erdenloos
Ist für die Furcht zu klein,
Doch herrlich ist es, menschlich groß,
In Leiden stark zu sein.
Marie Harrer.

Und wieder war es Lenz geworden, der traurige Lenz des Jahres 1807. —

Die Friedensunterhandlungen hatten sich zerschlagen, das Land war bis zum Pregel mit französischen Truppen gefüllt. Danzig capitulirte. Jeder Tag brachte neue Schmach, neuen Jammer über Preußens Volk und Land. In der Familie Wohlgemuth indeß war alles noch unverändert und das war unzweifelhaft das Beste, was man in jener Zeit sagen konnte; denn jede Veränderung war eine Verschlechterung und jede Neuigkeit eine schlimme Nachricht. Der Umgangskreis unsrer Freunde hatte sich seit dem Winter noch um eine Person vermehrt. Ein weitläufiger Vetter Wohlgemuths hatte in dem nächsten deutschen Kirchdorfe die Stelle des zweiten Predigers angenommen. Er hieß Martin Wohlgemuth, war ein blasser Mann mit großen dunkeln Augen, und man nannte ihn in der Familie gewöhnlich bei seinem Titel: Kantor; denn zu jener Zeit war

in diesen Gegenden der Nachmittagsprediger zugleich Schullehrer der meist sehr zerstreut lebenden deutschen Gemeinde. Kantor Wohlgemuth kam wie Jedermann, der das gastliche Haus erreichen konnte, tagtäglich zu seinem Vetter, aß, trank und schlief dort, wenn ein rauher Abend ihn überraschte und saß dann meist schweigend in der lachenden Geselligkeit und seine großen Augen hingen mit ernstem Ausdruck an Lydia's schönem Gesichte.

Es war Ende Mai. Die Nachricht von der Capitulation Danzigs hatte alle Gemüther verstimmt und ein regnerischer Tag bannte die Familie ins Zimmer.

Vetter Wilhelm hatte sich ans Clavier gesetzt und mit leichter Hand einzelne Accorde anschlagend und sie von Zeit zu Zeit in liebliche Melodien vereinend, plauderte er mit Louisen, deren Nähtisch dicht neben seinem Platz am Flügel in der Fensterecke stand.

Lydia saß mit der Mutter und der Frau Zoll-Inspectorin auf dem Sopha und der Kantor hatte sich zu ihnen gesellt und las ihnen die Königsberger Zeitung vor.

„Louise," sagte der Blinde leise, „wie sieht Dein neuer Verwandter aus?"

„Ein wenig sonderbar, Vetter Wilhelm, der Ausdruck seines Gesichts ist so unbeschreiblich traurig, daß mir die Thränen in die Augen treten, wenn ich ihn ansehe."

„Er ist ein Vaterlandsschwärmer," meinte der Blinde und warf die Lippe dabei empor, „einer der seltsamen Leute, die da meinen, das Stück Land, auf dem sie zufällig geboren, sei das trefflichste, großartigste auf Erden. Die Chinesen sind darin die klügsten Leute und die consequentesten, sie nennen ihr Land ganz einfach und sicher den Mittelpunkt des Weltalls. Der Herr Wohlgemuth betrübt sich, daß sein Reich der Mitte so arg von diesen Franzosen und ihrem corsischen Kaiser durchgewichst wird. Neulich hörte ich ihn sagen, er beschäftige sich mit den Mitteln, dem ins Land kommenden Feinde die Kriegsvorräthe zu entziehn. Wahrhaftig eine passende Beschäftigung für einen christlichen Priester, der allgemeine Menschenliebe lehren und üben soll. Wie ist denn Lydia gegen den Trefflichen?"

„Freundlich wie gegen alle, —"

„Neulich sprach sie mit ihm, ich hörte ihnen zu, obgleich sie sich's nicht dachten. Der Phantast, der ist auch in Deine schöne Schwester verliebt. Er war eine Hingebung und so salbungsvoll wie eine Po-

madenkruke. Sie that sehr freundlich und ermuthigend — 's ist ein satanisches Ding, die Lydia mit ihren vierzehn Jahren, die gewiegteste Kokette, die mir noch vorgekommen — der Herr Kantor Wohlgemuth wird einen schönen Schreck kriegen, wenn er gewahr wird, daß sie, die Hexe, eben mit Jedermann wie mit ihm thut."

„Aber, Vetter, was tadeln Sie denn an Lydia?"

„Ich? ei nichts! mir ist sie eben recht wie sie ist, aber hätte ich Dich nicht hier, würde ich ihr zeigen was ein Mann ist! Solch ein Teufelsweib wie diese Lydia müßte einmal an Einen kommen, der von ihrer süßen Stimme und ihren noch süßeren Blicken nicht gleich wie ein Narr betrunken wird, sondern nüchtern und ruhig neben ihr stehen bleiben und sie durch die Kraft seines Willens so zügeln, so beherrschen kann, daß sie parirt wie ein wohldressirtes Pferd."

Es fand sich allmählig mehr Gesellschaft ein; auch Herr Treufeldt kam und schloß sich an den Damenkreis an.

Er hatte sich hinter Lydia gesetzt, da er neben ihr keinen Platz fand, und versuchte auf mancherlei Weise das schöne Mädchen in ein ausschließliches Gespräch zu ziehen. Lydia aber war Kosmopolitin,

ihr Lächeln, ihre Worte, wurden stets mit großer Sorgsamkeit gleichmäßig unter die Anwesenden vertheilt, keiner ihrer Anbeter konnte sich beklagen zurückgesetzt zu sein, aber keiner durfte sich einer besondern, ihn auszeichnenden Gunst rühmen.

Herr Wohlgemuth kam erst Abends zur Gesellschaft, er brachte den Ober-Zoll-Inspector mit, beide waren, das wußte man, jenseits der Memel gewesen, um einen neuen Geldtransport, der auch auf wunderlichem Wege der königlichen Kasse zugeflossen, an den Bevollmächtigten des russischen Generals Miloradowitsch zu liefern.

Vom Ausfluß der Memel war nämlich am selben Tage ein Steuerbeamter, Herr von Mänsewitz, aus dem Flecken Ruß, per Kahn in Kybullen angelangt und hatte seinen Kassenbestand, fünfzehn tausend Thaler, sammt den laufenden Jahres-Rechnungen an die Grenzbeamten zur weiteren Verfügung überliefert.

Auch er fand sich bei der Gesellschaft ein, ein ehemaliger Officier von veraltetem Schlage. Man hieß ihn willkommen, man fragte nach seinen Schicksalen und warum er sich so spät eingefunden und wie es ihm gelungen, die Kassen den Franzosen, die lange schon seinen Wohnort besetzt hatten, zu entziehen?

„Ja sehen Sie," sagte er händereibend, „ich bin ja schon seit dem fünften März unter Weges. Als ich fortging, war noch kein Franzose in Ruß."

„Aber großer Gott," entgegnete ihm Herr Wohlgemuth eifrig, „wie kann man von Ruß bis hierher, circa zehn Meilen, länger als zwei Monate reisen? das ist ja eine baare Unmöglichkeit, Herr von Mäusewitz!"

„Entschuldigen Sie, Gott bewahre, stromauf geht's langsam, auch ließ sich der verdammte Schiffer Zeit, er hatte Ladung nach zehn verschiedenen Orten."

„Nun warum kamen Sie aber in aller Welt nicht lieber zu Lande? die Franzosen waren Ihnen ja auf dem Fuß und hätten Sie und Ihre fünfzehn tausend Thaler sicherlich wo anders als hierher gebracht, wenn sie Sie gefaßt hätten."

„Ja! ach ja, das glaub' ich schon, darum ging ich auch nirgend an Land, nicht so lange, um mir Brod zu kaufen, ich kam aus meinem Winkel im Boot gar nicht heraus, da saß ich und hütete unseres gnädigen Königs Geld; aber zu Lande reisen? — nein Gott behüte, das hätte ich vor meinem Gewissen nicht verantworten können; hat unser gütige vom Leid heimgesuchte Monarch nicht schon der Ausgaben so viele, soll da einer seiner alten Soldaten

sie noch vermehren? die Landreise hätte ja doppelt so viel gekostet als die Wasserreise."

Vetter Wilhelm lachte hell auf: „Sie haben, mein Herr von Mäusewitz, die rechte Weisheit und den echten Patriotismus der heutigen Zeit gezeigt," sagte er mit Hohn. „Zehn Thaler sparen und fünfzehn tausend aufs Spiel setzen und den rechten Zeitpunkt versäumen; Sie müßten General-Feldmarschall aller preußischen Heere oder Staats-Minister werden, beim Himmel!"

Herr von Mäusewitz verbeugte sich geschmeichelt; „zu gütig, zu gütig," sagte er sich die Hände reibend, „ein ehrlicher Mann thut seine Pflicht und scheut kein Opfer dabei und keine Beschwerden."

Herr Wohlgemuth reichte dem Sprecher die Hand und sagte traurig: „Wir alle handeln nach unserer besten Einsicht, der Erfolg liegt in Gottes Hand; bei Ihnen war er günstig, Freund Mäusewitz, andere Leute haben weniger gutes Glück. Singe uns was, Louise, spielen Sie, Vetter Wilhelm; in diesen Zeiten bleibt dem Menschen nur zweierlei, der Friede in seiner Familie, die Gunst der Musen."

„Brav!" sagte Treufeldt, „Amor und die Musen sind Gefährten, die hehren Jungfrauen wollen den Götterknaben erziehen, aber muthwillig spielt er

mit ihnen und selbst der rauhe Mars ist nur der Sklav seines Willens."

„Ah trefflich, herrlich ausgedrückt, mein Herr Maler," rief der Blinde, indem er einen mächtigen Accord auf dem Clavier anschlug. „Es lebe deutscher Sinn und deutsches Wesen! auf allen Saiten überschnappen ist urdeutsche Natur — Götter Griechenlands! ich glaube der Gedanke könnte sich sogar reimen, wenn man ihn richtig scandirte. Singe, Louise, aber aus Mitleid mit einem blinden Mann, singe nichts von griechischen Göttern — wenn Du anders ein deutsches Lied weißt, in dem sie nicht spuken." — Dann leicht präludirend, sagte er flüsternd: „Nicht wahr, das Duett aus dem unterbrochenen Opferfeste, mir zu Liebe, mein süßes Mädchen," und Louisens volle reine Stimme begann:

Wenn mir Dein Auge strahlet x. x.

Wenige Tage darauf, an einem schwülen Junimorgen, glaubte Louise wieder das Beben der Luft zu spüren, das sie seit der Schlacht von Eylau kannte. Der alte Gottfried vernahm es auch. „Gott nehme die Sterbenden in sein himmlisches Reich," sagte er mit trübem Blick, „und laß die armen Verwundeten in dieser Hitze nicht zu schrecklich leiden. Du mein Heiland, wie thöricht sind wir Menschen

doch einander so viel Elend und Herzeleid um nichts und wieder nichts zuzufügen."

Es war die Schlacht bei Friedland, deren verhängnißvollen Kanonendonner man gehört hatte.

Zwei Tage nach derselben kamen russische Soldaten in großen Schaaren und kehrten über die Memel in ihr Vaterland zurück.

Die Franzosen rückten abermals vor und schlugen zwei Meilen von den Besitzungen Wohlgemuths ein Lager auf, und wenige Tage später sprengten Adjutanten in das Gehöft und bestellten Quartier für den Kaiser Alexander nebst Gefolge.

Eine eigenthümliche Aufregung bemächtigte sich aller Gemüther, man flüsterte sich zu, daß an diesem entlegenen Punkt der König von Preußen und sein mächtiger Nachbar eine Zusammenkunft haben würden, der auch Napoleon wahrscheinlich beiwohnen würde. Eine Menge zum Feldetat der Fürsten gehöriger Personen, Feldjäger, Adjutanten, Generäle fanden sich ein, und wurden in Kammern und Kämmerchen bei den verschiedenen Grenzbeamten und dem Gutsbesitzer einquartirt, deren Wohnungen in Beschlag genommen und von Dienern, die wie im Märchen aus irgend einer Schachtel gestiegen zu

sein schienen, zum Empfange hoher und höchster Herrschaften eingerichtet wurden.

Einzelne staubbedeckte Equipagen kamen nun allstündlich die Dorfwege hinauf und hielten vor den kleinen Häusern, und die alten Nachbarn und Freunde Wohlgemuths, die mit ihren Familien auf Dachböden, in Schaf- und Hühnerställen, in Wagenremisen und Scheunen hausten, kamen zusammen und nannten kopfschüttelnd die Namen der hohen Personen, die in ihren Kinder- und Gesindestuben einquartirt waren. — Der Minister Freiherr von Stein wohnte in der kleinen Stube des Zollinspectors, Herr von Hardenberg beim Ober-Salz-Inspector in der Speisekammer und der Freiherr von Ladenberg in dem Hinterstübchen des Controlleurs; zwölf Feldjäger, nette feine Leutchen, waren in die große Gesindestube des Zoll- Einnehmers untergebracht, Schreiber, Diener, Köche schliefen wo sie eben Platz fanden, in Häusern und Ställen, und die Pferde standen in Scheunen und Schupfen und leiser und lauter flüsterte man sich zu: „Der König kommt und die schöne Königin mit ihm.“

Für den russischen Kaiser war die hübsche Flur-Zimmer in Wohlgemuths Hause aufs beste hergerichtet, Madame Wohlgemuth suchte eine Ehre darin,

dem jungen schönen Monarchen in ihrem bürgerlichen Hause alles so bequem als möglich zu machen, und als die glänzende Equipage heran brauste, stand Herr Wohlgemuth, fein gekleidet, in schwarz seidenen Strümpfen und ditto Beinkleidern, mit Schnallenschuhen und tadelloser Weste, den Hut unter dem Arm vor seiner Hausthüre. Madame Wohlgemuth, im sandfarbigen Schleppkleide von schwerster Levantine, stand neben ihrem Gatten und hinter den Eltern die beiden blühenden Töchter.

Es war ein junger, blonder, rosig aussehender Mann der mächtige Alexander, sein Lächeln war gutmüthig und einnehmend; und mit einigen freundlichen Worten im vortrefflichsten Deutsch entschuldigte er sich bei der Hausfrau wegen der Unruhe, die er ihr verursache, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe hinauf.

Sein Begleiter, weit weniger einnehmend als er, mit aufgeworfener Nase und etwas tückischem Blick betrachtete die beiden Mädchen aufmerksam und sagte kopfnickend zu dem Hausherrn: „Schöne Kinder das, schöne Kinder.“

Es war der Großfürst Constantin, der zweite Sohn Kaiser Pauls, er bot seinen Arm der jungen Lydia und folgte seinem kaiserlichen Bruder, dem

Hausherrn und den übrigen winkend, ebenfalls hinauf in die Zimmer des Kaisers zu kommen.

„Wo ist für Ihren König Quartier gemacht?“ fragte der Kaiser sehr eifrig, „ist's weit von hier? kann man zu jeder Stunde ohne Unbequemlichkeit dahin gelangen?“

„Die Wohnung Sr. Majestät,“ entgegnete Wohlgemuth, „ist kaum zwanzig Schritte von hier, bei schwerem Regen aber wird der Weg durch den Lehmboden der ungepflasterten Straße sehr unangenehm.“

„So lassen Sie Bohlen legen, mein Herr, sorgen Sie für eine unbehinderte Passage zwischen mir und Sr. Majestät. Sie werden mir das Vergnügen machen, mit Ihrer Familie heute an meinem Tisch zu essen.“

Von dem Zustande im Wohlgemuth'schen Hause und überhaupt im ganzen Oertchen kann niemand sich eine Vorstellung machen, der nicht ähnliche Zeiten und Vorfälle erlebt.

Die Herzen aller Anwesenden waren voll Angst und Sorge, und doch erschien ihnen die Ankunft des Monarchen als ein großes Fest, als ein Schauspiel, dem sie neugierig und gespannt entgegen sahen.

Die junge Männerschaar, Feldjäger, Secretaire u. s. w. unbeschäftigt und doch im Dienste, lag in

einer Scheuer auf Strohbündeln und spielte Pharao auf dem ausgehobenen Scheunenthor.

Die von Sorgen gequälten Staatsmänner saßen in der Kinderstube des Salz-Controlleurs um einen alten Tisch und beriethen sich über die Zeit der schweren Noth, die über dem Vaterlande lag, ohne etwas heraus zu debattiren, das dieselbe hätte lindern können.

Arbeiter waren beschäftigt den Bohlensteg zu legen und politisirten dabei mit dem Pfeifenstummel im Munde, und unterdessen saß der schöne junge Kaiser bei Tafel zwischen Lydia und ihrer Mutter, Großfürst Constantin, der fast gar kein Deutsch sprach, saß neben Louise, und Herr Wohlgemuth hatte seinen Platz zwischen zwei kaiserlichen Adjutanten.

Er war so freundlich, so liebenswürdig der schöne kaiserliche Jüngling, er sprach so hübsch und leutselig und gegen das Ende der Tafel ergriff er sein Glas und trank, seine reizende Nachbarin anblickend, auf das Wohl seiner liebenswürdigen Wirthinnen.

Als nach aufgehobener Tafel die Familie sich in das Zimmerchen zurückzog, das sie sich reservirt hatte, waren alle voll seines Lobes.

Magister Fisch und Vetter Wilhelm hatten für diese unruhige Zeit ihre Wohnung in einer kleinen

Kammer, deren eine Thür nach den kaiserlichen Gemächern führte. Sie saßen noch bei einander und verzehrten schweigend den Abhub der Tafel, als ein Rütteln an dieser Thür ihre Aufmerksamkeit erregte. Erschrocken zog der Magister den Riegel zurück und herein trat Großfürst Constantin, legte die schwere Hand auf des Magisters Schulter und sagte:

„Du Soldat?"

Der Magister verbeugte sich, was der kaiserliche Prinz für eine Bejahung nahm.

„Du Soldat, ich Soldat; Kameraden! wo Deine Flasche?"

Ein Fläschchen ehrlichen Kümmels und ein fußloses Glas standen nach Landessitte auf einem Ecktischchen. Der Großfürst erblickte beides, schenkte ein, und reichte es dem erschrockenen Magister: „Da trink Du, dann ich."

Er selbst bediente sich dann, als Herr Fisch ihm vorgetrunken, noch dreimal selbst und ging mit dem ruhigsten Kopfnicken seines Weges.

Kaiser Alexander war während dessen vor die Hausthür getreten und schaute den Dorfweg hinab, auf dem die Strahlen der Sommersonne spielten. Sein schönes Gesicht war der Gegenstand der Betrachtung Lydia's, die an einem Dachfenster stand

und kein Auge von ihm verwendete. Muhme Elsbeth befand sich in demselben Raum und plättete ein feines Mousselin-Kleid für ihre schöne junge Herrin, das Louise am Saum mit lebendigen Rosen garnirte, während Madame Wohlgemuth einen Rosenkranz flocht und einen mächtigen Rosenstrauß band.

„Wenn Vetter Wilhelm nur nicht so eigensinnig wäre, ich weiß, daß es ihm eine Kleinigkeit ist, so ein Paar Verschen zu machen und Lydia würde sie ja so leicht auswendig lernen. Es ist eine schändliche Ungefälligkeit von dem garstigen blinden Menschen," sagte die Hausfrau. „Man möchte doch etwas thun, um unserem so braven König jetzt in seinem Leid zu zeigen, daß man ihn ehrt und sich seiner Ankunft freut."

Louise schwieg, sie fühlte nur zu gut, daß die Loyalität ihrer Mutter in diesem Augenblick nichts anderes war, als der Wunsch ihre schöne Tochter zu präsentiren, und ein eigenes Wehgefühl regte sich in ihrer jungen Brust bei dem Gedanken, daß das schwere Leid des Landes, die trostlose Lage des Königs und seiner landflüchtigen Familie nicht mehr Theilnahme in der Seele ihrer Mutter und Schwester erwecken konnten.

„Sieh, Mutter, sieh!" rief Lydia eifrig, „wer ist der Reiter, dem der Kaiser so rasch entgegen eilt?"

Alle traten an das kleine Dachfenster, selbst Muhme Elsbeth stellte den Plättstahl auf einen Ziegelstein und steckte ihr altes Gesicht zwischen die jugendlichen ihrer Herrinnen.

Ein Officier in preußischer Majors-Uniform, Herr v. M., Flügel-Adjutant des Königs, war es, der jetzt sein Pferd parirend die militärischen Honneurs vor dem Kaiser machte.

„Mein Herr," sagte Alexander und die Lauscherinnen oben verstanden jedes Wort so gut, als ob er neben ihnen stünde, „ich wünsche zu erfahren, wann Ihr König hier eintrifft. Ich will es erfahren, ich muß es erfahren, denn ich will ihm entgegen eilen, fürchten Sie keine Indiscretion von meiner Seite selbst für den Fall, daß es Ihnen verboten wäre, mir den Augenblick von Seiner Majestät Ankunft zu bezeichnen."

„Majestät," entgegnete Herr von M., „die Ankunft meines Monarchen ist kein Geheimniß, aber alle Vorbereitungen zu Sr. Majestät Empfang kämen zu spät, mein erhabener König wird in wenigen Minuten hier sein."

„Ha," sagte der Kaiser sichtlich überrascht, „indeß danke ich Ihnen dennoch mein Herr, obgleich es mich schmerzt, nicht früher benachrichtigt worden zu sein."

Er eilte ins Haus. Ein Stallmeister führte fast im nämlichen Moment ein prächtiges Pferd vor, dem bald noch einige nachfolgten; aber ehe noch der Kaiser und sein Gefolge sich in die Sättel schwangen, sprengten mehrere Reiter die Dorfstraße entlang, an ihrer Spitze ein stattlicher Mann in preußischer Generals-Uniform.

Herr Wohlgemuth stürzte in das Dachkämmerchen in demselben Moment, als die Züge der Reiter kennbar wurden.

„Der König! Kinder, Kinder, unser König!" rief er athemlos und drängte sich ans Fenster in die Gruppe seiner Familie.

Madame Wohlgemuth öffnete es mit krampfhafter Eil, wie durch einen Zauberspruch hatten sich die Bewohner des kleinen Grenzortes auf der sonnigen Straße zusammen gefunden, und während Friedrich Wilhelm III. vom Pferde stieg, tönte ihm aus hundert Kehlen ein donnerndes: „Es lebe der König!" entgegen.

Er wandte sich um, die Familie im Fenster sah jetzt genau seine hohe Gestalt, sein königliches schönes Gesicht mit der edlen Stirn und dem reinen Profil der Hohenzollern, diese gütigen Augen, welchen schwerer Kummer nichts von ihrem Glanz geraubt

hatte, während es ihm gelungen um den Mund eine schmerzliche Falte zu graben.

Er grüßte mit einer Handbewegung und einem freundlichen Lächeln und trat dann an dem Arm seines Freundes und Bundesgenossen in Wohlgemuths Haus.

„O welch' ein schöner Mann ist unser König," sagte Madame Wohlgemuth, „wahrhaftig der schönste Mann seines Reiches, Kaiser Alexander sah neben ihm ganz gewöhnlich aus."

„Das wüßte ich nicht," meinte Lydia, „des Kaisers Gesicht ist viel freundlicher. Der König sieht stolz aus."

Louise lehnte ihre Stirn noch an das Fenster. Ihr junges Herz erbebte bis in seine tiefsten Tiefen von einem Gefühl, das sie bis dahin in ihrer Brust nicht gekannt hatte. Ein tiefes ehrfurchtsvolles Mitleid mit dem Fürsten wogte glühend in ihr auf. Friedrich Wilhelm, der Herrscher ihres Vaterlandes, erschien ihr nicht wie ein gewöhnlicher Mensch, sondern wie der sichtbar gewordene Geist ihrer Heimath, und sie fühlte die Trauer des jungen Monarchen ungefähr mit derselben Wehmuth, wie sie einen Schlag auf ein Kruzifix gefühlt haben würde. Ihre Thränen floßen heftig und es dauerte lange, ehe sie

sich so weit fassen konnte, um zu ihrer Arbeit zurück zu kehren.

Vetter Wilhelm störte sie in ihren schmerzlichen Gedanken. Er trat zu ihr in das Dachkämmerchen, als Mutter, Vater und Schwester es längst verlassen hatten und sie noch fort und fort ihrem Schmerze nachhing.

„Du weinst, Louise?" fragte er ziemlich heftig, „warum weinst Du, mein Mädchen?"

„O, ich weine um mein Land und meinen König," entgegnete sie, „es muß schrecklich sein mit Gefühlen im Herzen, wie wir anderen Menschen, zur Erduldung solcher herben Demüthigungen verurtheilt zu sein."

„Höre," entgegnete der Blinde und legte seine weiße Hand schwer auf ihre Schulter, „der König, den Du so bemitleidest, hat etwas, das dem Fürsten und dem Bettler das bitterste Weh erleichtert: eine Gattin, die ihn liebt! Deutschland und besonders dieß thörichte Preußen hat die Schmach verdient, die auf ihm lastet, schade für jeden Ruthenstreich, der da vorbei fällt; aber Friedrich Wilhelm leidet nur als König, als Mensch und Louisens Gatte ist er glücklich."

Er drehte sich um und ging hinaus.

Das Grenzdörfchen war ein welthistorischer Punkt geworden. Couriere flogen nach allen Himmelsgegenden. Russische und preußische Staabsofficiere kamen und entfernten sich unter dem Schutze des Waffenstillstandes.

Zwei Tage nach ihrem Gatten langte auch die schöne Königin Louise in Kydullen an. Ihre alte würdige Oberhofmeisterin Gräfin Voß und ihre erste Kammerfrau Madame Schwanfelder waren ihre ganze Begleitung.

Der ritterliche Kaiser räumte der schönen Fürstin seinen Platz ein im Hause Wohlgemuths und quartirte sich selbst in eine viel schlechtere Wohnung bei dem Steuer-Inspector ein.

Der kleine Ort wimmelte von Majestäten, Hoheiten und Excellenzen.

Lydia befand sich wie in einem goldenen Traum. Wo sie sich zeigte, ward sie bewundert und nicht selten verglichen die anwesenden hohen Personen die zarte eben aufknospende Schönheit des jungen Landmädchens mit der glänzenden vollerblühten Pracht der Königin Louise.

Wohl war sie schön die königliche Frau, die die Last ihres Kummers mit so milder Sanftmuth trug. Oft wenn Louise Wohlgemuth ihr nachsah,

wie sie am Arm ihres Gatten durch die grünen Baumgänge schritt, ihn milde anlächelnd, herzlich zu ihm sprechend, fielen ihr Vetter Wilhelms Worte ein: ‚Der König besitzt etwas, das dem Fürsten wie dem Bettler das Weh des Lebens erleichtert!‘ und mit einer an Anbetung grenzenden Verehrung blickte das junge Mädchen auf das vom Geschick geprüfte Fürstenpaar.

Kaum zwei Meilen von Kydullen lag die Tête der großen französischen Armee. Von dem Memelberge aus konnte man im Sonnenscheine die Gewehre blitzen sehen, wenn die Colonnen der Infanterie ihre Marschübungen machten.

Die Franzosen hatten ein Lustlager eingerichtet und aus umgehauenen Obstbäumen, aus den Sparren abgedeckter Dächer der näheren Dörfer, Baraken gebaut, die mit dem abgemähten noch nicht reifen Getreide gedeckt, aufgeputzt mit ausgehobenen Fenstern von unzähligen Häusern und eingerichtet mit Betten und Hausgeräthen der geplünderten Bürger und Bauern eine eigenthümliche Behaglichkeit boten.

Napoleon, der dort mit mehreren seiner Genezäle weilte, fand für gut den besiegten König von Preußen, seine schöne Gemahlin und den Kaiser Alex-

ander, um dessen Freundschaft er sich zur Zeit sehr ernstlich bewarb, dorthin einzuladen.

Es war die furchtbarste Demüthigung, die der stolze Sieger dem besiegten Fürsten bereiten konnte, aber das Geschick zwang den letzteren den Kelch des Leidens bis auf die bitterste Hefe zu leeren.

Die Königin Louise fuhr in Gesellschaft der Gräfin Voß nach dem Platz des Lagers. Der König ritt ein braunes, Kaiser Alexander ein schwarzes Pferd von arabischer Zucht, Staatsmänner, Generäle, Adjutanten folgten zu Wagen und zu Roß und die Bevölkerung des kleinen Grenzortes schloß sich in allen Sorten von Fuhrwerken dem Zuge ihrer Herrscher an.

Lydia, Madame Wohlgemuth und ihr Gatte fuhren auch nach dem Lustlager. Louise aber hatte sich entschieden geweigert mitzukommen, und so nahm der Magister Fisch den vierten Platz im Wagen ein, während Vetter Wilhelm an Louisens Arm einen Spaziergang durch den Garten machte, den seit einigen Tagen die Familie bescheiden gemieden, um den koniglichen Gästen nicht im Wege zu sein.

„Warum bist Du nicht mitgefahren, Louise?“ fragte der Blinde, als er am Arme des jungen Mädchens durch die Buchengänge schritt, „wer wird mir jetzt die Vorgänge bei dieser seltsamen Zusammenkunft

ordentlich beschreiben? und interessant muß die Sache sein für jeden Menschen, der überhaupt Interesse an der Zeitgeschichte nimmt."

„Ich mag nicht, ich kann nicht," sagte Louise, ihren Thränen freien Lauf lassend, „eben so gut könnte ich zu einer Hinrichtung gehen. Ich kann den bittern verhaltenen Zorn unseres edeln Königs, den grausamen Schmerz der schönen Königin beim Anblick der zerstörten Dörfer, der vernichteten Ernte, beim Anblick der prächtigen Soldaten des stolzen Siegers mir wohl vorstellen, ohne das Alles mit anzusehen. Ich kann es auch nicht begreifen, wie es nur möglich ist, daß preußische Landeskinder dahin laufen und ihre eigene Schmach mit Neugierde betrachten können. O Vetter Wilhelm, wer diese Zeiten erlebte, der kann wohl wie Sie Zweifel an Gottes Macht und Weisheit fühlen."

„Bist Du schon so weit, jetzt schon durch den Anblick des ersten blinden Ungefährs, das mit eiserner Hand in die Weltgeschichte greift?" sagte der Blinde, „pah, Kind, in diesen Begebenheiten könnte man noch allenfalls den Finger Gottes erkennen. Diese Franzosen lernten in ihrer Revolution für eine große Idee fechten, sie wurden Krieger, indem sie ihre Freiheit vertheidigten. Ihre Officiere, ihre Mar-

schälle sind Söhne des Volkes, die sich durch ihre Thaten ihre Epaulettes und Feldherrnstäbe eroberten. Unsere Officiere sind eitle Junker, Herren von Itzstein und Habelschwerd, von X. und Tz., die da meinten der Officier stecke in der Uniform und der Ritter sitze auf dem Roß, unsere Feldherren sind meistens Greise. Hier wenigstens hat die Vernunft über die Albernheit, die Begeisterung über die Eitelkeit gesiegt."

„Aber Vetter, kämpfen wir denn nicht für das Recht, für unsern König und den Heimathsherd, während die Franzosen als Eroberer herkommen in unser friedliches Land?"

„Das ist der Lauf der Welt, frag die Geschichte von uralters her. Große Eroberer müssen kommen und wie Orkane das Alte zusammenrütteln, damit es Neuem und meistens Besserem Platz mache. Aber halt, ich höre Pferdegetrappel, sollte das Schauspiel drüben schon vorüber sein?"

Louise blickte nach der Landstraße, todtenbleich, mit gefalteter Stirn saß der König, der nur in Begleitung eines Adjutanten zurückkehrte, auf seinem Pferde und sprengte ohne um sich zu blicken nach dem Hause, das er bewohnte.

Erst gegen Abend kehrte die Königin mit ihrem Gefolge und der russische Kaiser mit dem seinen,

wie auch das Publikum des Oertchens, von dem großartigen Militär-Schauspiele zurück.

„Es war schrecklich," sagte Herr Wohlgemuth, „ganz schrecklich anzusehen, wie das Wohlsein und Behagen ganzer Ortschaften, wie die Ernte des Jahres, die Fruchtbäume des Landes geopfert sind, um den fremden Eroberern eine improvisirte Bequemlichkeit zu verschaffen. Mich dauerte am meisten die Königin, die bleich und mit bebenden Lippen in ihrem Wagen saß. — Der König, Gott segne ihn! als er das erste demolirte Dorf gesehen, die abgedeckten Dächer, die abgemähten Felder, wendete er sein Pferd und ritt zurück. Die arme edle Frau mußte bleiben und den Jammer und die Demüthigung ganz durchmachen."

In diesem Augenblick trat auch Herr Treufeldt, der Maler, in das kleine Gemach.

„'s ist schmählich, gräßlich, 's ist grausam!" sagte er in wilder Hast. „O diese Franzosen, diese verfluchten Franzosen, ich wollte sie hätten alle zusammen einen Hals, damit ich sie an einem Strick aufhängen könnte."

Vetter Wilhelm lachte in seiner gewohnten hämischen Weise; „ach ja, ach ja," sagte er, „das wäre bequem, mit einem Franzosen würde unser tapferes

Heer im Verein mit Ihnen sicherlich fertig geworden sein, so aber waren ihrer zu viele. Uebrigens ist der König eben kein sehr kluger Mann, daß er durch sein Umkehren den übermüthigen Sieger noch persönlich reizt." —

Vierzehn Tage lang dauerte das Getriebe in Kydullen. — Unter dem Gefolge Kaiser Alexanders befand sich auch ein älterer Bekannter der Familie Wohlgemuth, der junge Fürst Dolgoruki, der jetzt völlig genesen einer der schönsten jungen Officiere unter den Russen war.

Die Damen pflegten sich zu streiten, ob er oder der junge schlesische Graf Linar schöner und stattlicher sei, doch blieben die Stimmen gewöhnlich ziemlich gleich vertheilt. —

Lydia zählte beide zu ihren Eroberungen und mit einem glücklichen Lächeln meinte die Mutter, daß es nur an ihr läge, in einem oder dem andern der vornehmen Jünglinge einen Gatten zu finden.

„Glauben Sie das so sicher, theuerste Cousine?" sagte Vetter Wilhelm in seiner eigenthümlichen Manier, „nicht alle Liebhaber sind Freier, das sollten Sie als Mutter zweier reizender Töchter wissen, und sowohl der russische Prinz als der schlesische Graf gehören sehr vornehmen Familien an und —"

„Ich bin von so gutem altem Adel als nur irgend welchen auf dem Erdboden giebt," sagte Madame Wohlgemuth empfindlich.

„Ohne Zweifel, theuerste Cousine, trügt mich nicht alles, so war der Urahn der Familie Itzstein noch einen Tag älter als Adam, aber das kann hier, denke ich, nicht in Betracht kommen; Ihre Töchter sind nun einmal die bürgerlichen Demoiselles Wohlgemuth, und wäre ich Mutter zweier aufblühenden Mädchen, würde ich solchen prächtigen Cavalieren nur dann gestatten meine Töchter zu poussiren, wenn sie mir mit klaren dürren Worten gesagt, daß sie heirathen, so was man sagt wirklich heirathen wollten!"

„Sie denken immer nur Schlimmes, Vetter Wilhelm," entgegnete die gute Frau sehr ärgerlich, und Herr Wohlgemuth sagte beschwichtigend:

„Du lieber Himmel, die Mädchen sind ja noch ganz und gar Kinder. Es geht den jungen Männern in der Mehrzahl wie unserem wackeren Treufeldt, er ist entzückt von Lydia's schönem Kindergesichtchen, das in der That etwas engelhaftes hat, aber ich glaube er ist so wenig in sie verliebt wie in ein gemaltes Bild, 's ist eben nichts als der Maler, der sich in ihm regt." —

„O da irrst Du wohl," meinte Madame Wohl-

gemuth, „er hat zwar Lydia schon als ganz kleines Kind gekannt, aber ich denke, auch in dem regt sich jetzt ganz etwas anderes als der Maler."

„Ja das denke ich auch," sagte Vetter Wilhelm höhnisch und ging aus dem Zimmer zu Magister Fisch, der in seiner Stube saß und den Versuch machte Crebillon's Sopha in ein recht elegantes Deutsch zu übertragen, zu seinem Erstaunen aber fand, daß sich das gar nicht machen wollte und daß die zweideutigen Scherze des Franzosen in unserer ungeleckten Sprache geradezu unflätig erschienen.

Sechstes Capitel.

O Weib! ein furchtbar wüthend Schreckniß ist
Der Krieg, die Herde schlägt er, und den Hirten.
Schiller.
(Wilhelm Tell.)

Es blieb nicht lange ruhig in dem entlegenen Grenzdörfchen. Die Franzosen rückten bis an die Memel vor und kein Haus in Kydullen war ohne Einquartirung.

Bei Herrn Wohlgemuth lag ein General, zwei Adjutanten, sechszehn Pferde, neun Officiere verschiedenen Ranges und so und so viel Gemeine.

Die Franzosen waren eben nicht schlimme Feinde, galant gegen die Damen, freundlich gegen die Kinder, höflich gegen Jedermann; es ließ sich allenfalls mit ihnen leben, wenn man nur die Geldmittel besaß, ihren Anforderungen an Speise und Getränk, an Futter für die Pferde 2c. 2c. zu genügen.

Herr Wohlgemuth fügte sich in das Unabänderliche, er gab und gab ohne Widerrede, gab als zuvorkommender Wirth, und da man im Hause französisch sprach, da die Hausfrau anmuthig und freundlich war und zwei blühende Töchter ihr zur Seite standen, so herrschte bald ein ganz freundliches Verhältniß zwischen den ungebetenen Gästen und den unfreiwilligen Wirthen.

General Vattier war der Verehrer der Damen und die andern jüngern Officiere folgten seinem Beispiel.

Lydia war vollständig in ihrem Elemente und man würde diese Zeit auch im Wohlgemuth'schen Hause wie in so manchem andern für eine sehr angenehme gehalten haben, wenn nicht die Herzen bedrückt gewesen wären durch das Unglück des Landes und der schweren Sorgen, die auf dem Haupte des Familienvaters lasteten.

Seine Ernte war ruinirt, zerstampft von den Rosseshufen der Feinde, abgemäht zu Pferde-Futter 2c.,

die großen Vorräthe an Spiritus und gebrannten Wassern, die Erzeugnisse einer bedeutenden Brennerei, waren ihm genommen worden, seine Getreide-Vorräthe hatte er schon vor der Schlacht von Friedland an die preußische Armee liefern müssen und als Zahlung dafür Papiere erhalten, die vor der Hand keinen Pfennig Werth hatten. Seine Pferde waren requirirt und fortgeführt worden, seine Ochsen verspeisten die Franzosen als Bouillon und Boeuf à la Mode, seine Schweine als Schinken oder Cotelетts. Die Kühe mußte er schlachten lassen aus Mangel an Winterfutter und die Schafe wurden von Zeit zu Zeit zu zehn, zwölf bis zwanzig Stück von Fouragier-Abtheilungen fortgetrieben.

Die Officiere schliefen in den besten Gastbetten der Frau Wohlgemuth, und es begab sich gewöhnlich, daß beim Ausrücken des einen oder des andern, auch ein und das andere Kissen oder Deckbett mit ausrückte.

Genau betrachtet, besaß man in jener Zeit kein bewegliches Eigenthum als eben die Kleider der Damen; denn auch Herrenwäsche und Kleidung ward bisweilen von durchziehenden Colonnen requirirt, und der Grund und Boden, das einzige was die höflichen Franzosen nicht forttrugen, war vollständig entwerthet.

Seltsam genug war man aber um den Verlust des Eigenthums nicht allzu betrübt. — Es war eben das allgemeine Loos, die Vergänglichkeit aller Güter dieser Welt kennen zu lernen.

Gab doch das jugendliche Königspaar den Unterthanen ein Beispiel würdiger Ruhe im Leid, und mit Entzücken, mit tiefer Rührung erzählte man sich, wie die schöne Königin den gebeugten Gatten durch ihre Liebe tröste, durch ihren festen echt weiblichen Muth, der sich im Dulden bewährt, stärke und durch ihre milde Frauenklugheit unterstütze. Echte Liebe ist wie der echte Brillant nicht nur im Lichte des Tages das funkelndste und strahlendste auf dieser Welt, sie besitzt auch ein eigenes Licht, das in der Finsterniß leuchtet; und wie jedes himmlische Gut vollkommener ist als das irdische, so hat die Liebe vor dem Brillant den Vorzug, daß ihr inneres Licht nicht bloß strahlt, sondern auch erwärmt.

Frau Wohlgemuth und ihr Gatte, in den Tagen des Glückes bisweilen durch Aeußerlichkeiten zerstreut, mehr neben als mit einander lebend, waren jetzt so vollkommen ein Herz und eine Seele, als Gatten dieß nur sein können und sollen. — Am Herzen seiner Frau fand der von Sorgen schwer bedrückte Familienvater Kraft und Heiterkeit, und in den klei-

nen Zimmern, auf welche die Familie sich beschränkt sah, tönten eben so fröhliches Lachen, eben so muntere Gespräche als sonst in den glänzenden Gesellschaftsräumen.

Man sprach vom Frieden. Preußen mußte ihn ja unter jeder Bedingung annehmen und die Vorbereitungen zu demselben, die schon aufs ernstlichste in Kydullen betrieben worden waren, wurden jetzt in Tilsit fortgesetzt.

Aber noch war er nicht abgeschlossen, noch brachten die Franzosen nicht selten gefangene preußische und russische Soldaten und sperrten sie in den alten verfallenen Thurm des Schlößchens, der durch die Unmasse von Ratten und Schlangen, die in der Ruine hausten, gar kein behaglicher Aufenthalt war.

Für die Familie war der Anblick dieser armen Landsleute, die waffenlos, zerlumpt, oft verwundet und elend hin und her geschleppt wurden, stets eine bedeutende Verschärfung der eigenen Leiden und sie thaten was in ihren Kräften stand zur Erleichterung der Unglücklichen.

Mehr als einem hatte Herr Wohlgemuth auch schon über die Memel geholfen, wo er auf russischem Boden eine augenblickliche Zuflucht fand.

Die langen Tage, die nordisch hellen Nächte,

die Achtsamkeit der französischen Wachtposten und der ganze Charakter der Gegend machten dieß aber stets sehr unsicher und gefahrvoll, und Gattin und Freunde warnten den wackern Mann und ängstigten sich bei jedem solchem Unternehmen nicht wenig. —

Es war daher für alle kein kleiner Schreck, als am Johannisabende Herr Wohlgemuth vom Felde heimkehrend in seinem Familienzimmer leise flüsternd erzählte, daß er im nahen Wäldchen einen armen kleinen Preußen gefunden, der fast verhungert und ganz zerlumpt, mitten durch die Feinde schleichend, seine Waffen, Patrontasche, kurz seine ganze Armirung sich bewahrt hatte.

„Es gelang mir, das Bürschchen in den Keller des alten Schlosses zu verstecken," fügte er hinzu, sich freudig die Hände reibend, „und nun ist's an Euch, Mädchen, dem armen Knaben, denn mehr ist er nicht, Nahrungsmittel, reine Wäsche und einige Kleidungsstücke dorthin zu schaffen. Wir müssen ihn zwei Tage mindestens da versteckt halten, den der Ober-Zoll-Inspector erwartet in diesen Tagen noch eine Einzahlung in seine Kasse und mit dem kleinen Soldaten will ich in der ersten finsteren Nacht dann gleich das Geld zur Ablieferung an den König nach

Rußland schaffen. Wie viel, liebe Mutter, hast Du jetzt bereits in Verwahrung?"

Madame Wohlgemuth schloß zuerst die Thür des Zimmers und drehte den Schlüssel so, daß er das Schlüsselloch verdeckte, dann hob sie ihr Oberkleid auf und zeigte in ihrem saubern Unterrock die wohl zugeknöpften Oeffnungen großer Taschen, aus denen sie sorgfältig drei Rollen mit Friedrichsd'or hervor zog.

„Es sind tausend Thaler," sagte sie flüsternd; „der Salz-Controlleur brachte sie mir in drei Rollen und Muhme Elsbeth hat in ihrer Tasche noch sechshundert Thaler."

„Gut," sagte der Hausherr, „immer etwas, das wir unserm Monarchen retten und vor den Klauen dieser französischen Adler bewahren; wer von Euch geht aber nach den Kellern des alten Schlosses?"

„Ich," sagte Lydia, „ich gehe von Herzen gern, ich fürchte nur, daß irgend einer der Officiere mir seine Begleitung anbietet."

„Laß mich gehen, Papa," flüsterte Louise, „Vetter Wilhelm begleitet mich, die Wachen wissen schon, daß wir beide zu allen Tageszeiten spazieren gehen, und zwei Personen können zudem mehr tragen als eine."

Man fand Louisens Vorschlag annehmbar. Ma-

dame Wohlgemuth ließ von Muhme Elsbeth Schinken, Brod und Bier aus Keller und Kammer holen, und ehe noch die Sonne unterging, brachte Louise so viel von den Vorräthen als möglich in ihrer eignen Kleidung unter, während Vetter Wilhelm zwei Bierflaschen in die Taschen seines Fracks versenkte und ein tüchtiges Stück Schinken in die Krone seines Hutes verpackte.

So machten sie sich auf den Weg. Die Ruine des alten Schlosses, mit dem noch ziemlich erhaltenen Thurm, lag auf dem höchsten Punkt eines Hügels am Ende des Gartens; ein Eingang zu den ungeheuern Kellern befand sich aber fast in der Mitte desselben und es führte kein sichtbarer Weg dahin, denn so lange Herr Wohlgemuth das Gut besaß, hatte man von demselben keinen Gebrauch gemacht. Die mächtigen Gewölbe waren von dem Garten aus zugänglich, waren zum Theile als Niederlagen für die Vorräthe der Bräuerei und Brennerei, zum Theil auch als Milch- und Käse-Keller benutzt worden. Jetzt standen auch diese fast gänzlich leer, denn der Betrieb lag seit Monaten darnieder und die Vorräthe waren von den Franzosen theils verzehrt, theils fortgeführt worden.

Diese Räume nun waren den feindlichen Sol-

daten, so wie überhaupt jedermann sehr wohl bekannt. Die Gewölbe aber, welche man nur vom Berge aus betreten konnte, kannte Niemand, außer Herrn Wohlgemuth, der bei einem Spaziergange in dem niedern Buschwerk, das hier den Rücken des Hügels deckte, hinter einigen bemoosten Steinen und überrankt von Brombeergesträuch eine eiserne Fallthüre gefunden, deren verrostetes Schloß einer von den alten ihm überlieferten Schlüsseln öffnete.

Die Gewölbe auf dieser Seite enthielten damals noch einen kleinen Vorrath sehr alten Ungarweines, der jetzt auch schon bei fröhlichen Festen ausgetrunken war. Der Boden, mit weißem feinem Sande bedeckt, war trocken und reinlich und die Ratten, die hier keine Nahrung fanden, hatten sich nach der andern Seite der Gewölbe, in Milch- und Käsekammern urückgezogen.

Vetter Wilhelm und Louise gingen, wie das oft zu geschehen pflegte, ruhig sprechend an den französischen Wachtposten vorüber.

Sie kletterten nicht ohne Beschwerde zwischen Dornen und Gestrüpp den Berg hinan, setzten sich plaudernd auf den Steinhaufen, der die Thür verbarg, und nach einem Weilchen schlich sich Louise zu der alten Thür, befreite sie von dem Geranke der Dornen und Brom-

beeren und steckte den Schlüssel ins Schloß. Der Kraft und Geschicklichkeit des Blinden war es dann ein Leichtes zu öffnen, und so stieg das junge Mädchen die feuchten Stufen hinab, während Wilhelm hinter ihr zumachte und sich von Neuem auf den Steinen niederließ, um mit gespanntem Ohr auf jedes fremdartige Geräusch zu horchen.

Er saß noch nicht lange, als er Tritte vernahm und bald unterschied sein scharfes Ohr die Stimme des französischen Generals, der lachend und plaudernd mit mehreren andern Officieren des Weges kam.

Sie hatten den Blinden erblickt und fragten ihn scherzend wo er seine Dame gelassen. „Sie glaubte jenseits der Erlen da hinter dem Hügel Reiter zu sehen, die ihr Preußen zu sein schienen," entgegnete er besonnen, „ich erwarte hier jeden Augenblick ihre Rückkehr und würde Ihnen dankbar sein, meine Herren, wenn Sie die Gewogenheit hätten mich ihr entgegen zu führen — sie ging über die Straße dorthin nach dem Erlenbusche."

Der Blinde war wegen seines vortrefflichen Französisch mit den Officieren sehr wohl bekannt, auch machte die Verehrung für den Kaiser, die er bei jeder Gelegenheit aussprach, ihm unter ihnen Freunde. So reichte denn der General ihm selbst den

Arm und dahin gingen sie von tausend Dingen plaudernd. Obgleich der Blinde nicht wie wir sehende Menschen die Kunst verstand, seine Gesichtszüge zu verstellen, obgleich ein geübter Beobachter ihm angesehen hätte, daß er sehr aufgeregt sei; an dem Ton seiner Stimme, an der Art seines Scherzes konnte es Niemand erkennen.

Die Gesellschaft war noch nicht tausend Schritt von dem Platze entfernt, doch verborgen die Erlen sie den Blicken, als Magister Fisch von der Gartenseite des Weges daher kam.

Er hatte ein Buch in der Hand und wandelte lesend nach dem Steinhaufen, wo er bisweilen zu sitzen liebte, war aber in seine Lectüre vertieft und promenirte in einer etwas andern als der ihm gewohnten Linie, so daß er sich plötzlich in dem Rankengewirre gefangen sah, das zwischen den Steinen und der alten Mauer seine Netze zog, und von einer Brombeer-Staude eine Ohrfeige empfing, die ihn ziemlich empfindlich aus seinem philosophischen Gedankengang zurück führte in die Wirklichkeit.

Er blickte um sich, es kam ihm wie ein Traum vor, daß er sich an einer ihm völlig unbekannten, außerordentlich versteckten Stelle und einer alten eisernen Thür gegenüber befand, in der ein

verrosteter Schlüssel steckte und um deren schwere Angeln und Riegel alles möglich Geranke niederhing, und zwar in einem Zustande, der bewies, daß hier vor kurzem jemand gewesen sein müsse.

Magister Fisch steckte sein Buch in die Tasche und sah sich total verwirrt in dem Winkel um, in welchen er gerathen.

Es dunkelte bereits stark, die Stelle war öde und abgelegen, und die alte Thür hatte ein verdammt räubermäßiges, spukhaftes Ansehen. Er faßte an den Schlüssel und versuchte, ob er sich leicht im Schloß drehen lasse, es ging und überdieß glitt er ihm in die Hand, ein schweres, altmodisches, rostiges Stück Schlosserarbeit.

„Ob wohl der Eigenthümer selbst die Existenz dieses abgelegenen Fleckes kennen mag?" dachte der gelehrte Mann, während er sich aus den Ranken heraus arbeitete. „Ich will nach Hause eilen und meine Entdeckung sogleich Herrn Wohlgemuth mittheilen, und dann will ich einige Leute, Stangen, Fackeln und alles Nöthige mitnehmen und wir wollen sehen, was sich hinter dieser Thür befindet, in solchem alten Gemäuer entdeckt man nicht selten alterthümliche Geräthe, Götzenbilder, Waffen und dergleichen. Die Sache ist interessant, ohne Zweifel,

aber der Fleck hier ist höchst unheimlich und allein hier zu stecken ist gar nichts angenehmes."

Er wand sich mit möglichster Gewandheit aus dem Strauchwerk hervor und machte sich mit aller Eil auf den Weg nach dem Wohnhause, um seine außerordentlich wichtige Entdeckung an den Mann zu bringen.

Anders war es indeß in den Sternen beschlossen, die eben allmählig am tiefblauen Sommerhimmel aufleuchteten.

Magister Fisch war noch nicht zwanzig Schritte auf der Landstraße, als er Pferdegetrappel hörte und sich plötzlich einer kleinen Abtheilung Chevauxlegers gegenüber sah, deren Anführer, ein schmucker junger Lieutenant ihn in ganz gutem Deutsch befragte, wohinaus die Straße nach Schmalsninken läge.

Magister Fisch bezeichnete den Weg mit großer Genauigkeit. „Rechts, links, grad aus, an dem Sumpf vorbei, durch den kleinen Erlenwald ꝛc. ꝛc."

„Entschuldigen Sie, mein Herr," entgegnete der höfliche Franzose. „Es ist Nacht und ein Gewitter im Anzuge. Die Sümpfe und Moräste dieser Gegend bilden höchst unzuverläßige Wege für Cavallerie, ich ersuche Sie uns in Person zu begleiten."

Dagegen war kein Protestiren. Der junge Officier

gab einem Reiter den Befehl, den Magister zu sich aufs Pferd zu heben und fort ging's dann der rückenden Abendröthe entgegen, und wie im Märchen vom Aschenbrödel ‚vor mir Licht, hinter mir düster,‘ so ballten sich auch hier wilde Wolken hinter dem Rücken des gezwungenen Reiters, die Blitze durchzuckten fahl den Himmel und von ferne begann der Donner zu grollen.

Louise war unterdessen mit leichtem Schritt die feuchten moosigen Kellerstufen hinab gestiegen.

Sobald Vetter Wilhelm hinter ihr leise, damit der Wind sie nicht zuwerfe, die Thüre schloß, schlug sie Feuer und zündete eine Wachskerze an, die sie mitgebracht.

Das bleiche Licht derselben erleuchtete die mächtigen Gewölbe-Quadern, die starken Pfeiler und den Sandboden des Kellers und zeigte dem jungen Mädchen den Gast, den ihr Vater hier verborgen.

Sie sah ihn, doch er sah sie nicht. Hingestreckt auf den harten kalten Boden, den Lockenkopf auf die Patrontasche gestützt, lag der knabenhafte Jüngling, von dem Herr Wohlgemuth gesprochen, im tiefsten Schlafe der Ermüdung und hörte nicht den leisen Schritt des Mädchens.

Er war bleich wie eine Leiche und die dichten

schwarzen verwirrten Locken, die sein wachsweißes Gesichtchen umkräuselten, ließen ihn noch bleicher erscheinen.

Um den halb geöffneten Mund lag Trotz und Muth, und die knabenhafte Hand hielt auch im Schlafe noch den Griff des entblößten Degens fest.

Der junge Mensch trug die Uniform der preußischen Infanterie, aber die Montirungsstücke waren, wahrscheinlich in Folge langer Strapatzen, sehr abgetragen und sogar mehrfach zerrissen; eine Haarschnur schaute aus der fest zugeknöpften Uniform hervor, und der äußere Ring eines Medaillons, wie man sie zur Zeit trug, Haarlocken und Miniatur-Portraits geliebter Personen enthaltend.

Die Sohlen der Stiefel waren zerrissen, die Hände des armen Jungen geschunden, und man merkte an seinem festen Schlaf, daß Ermüdung und Entkräftung bei ihm das äußerste gethan.

Leise leerte Louise ihre Taschen und setzte Speise und Trank so wie das brennende Licht auf den Boden. Dann aber nahm sie ihr Umschlagetuch von den Schultern, legte es mehrfach zu einem Kissen zusammen und schob es unter den Kopf des Schläfers, der selbst dadurch nicht gestört wurde, sondern ruhig fortschlummerte.

Etwas anderes aber als die Bemühungen des freundlichen Mädchens mochte ihn wecken. Der Duft des guten Brodes nämlich und des saftigen Schinkens; denn der junge Flüchtling war, als er sich in diesem alten Kellergewölbe hinlegte, zum mindesten eben so hungrig als müde.

Er öffnete die Augen, blickte schlaftrunken um sich und sah in das freundliche Gesicht Louisens, das sich mitleidig und liebevoll über ihn beugte.

Im Nu war er völlig ermuntert, sprang eilig empor und entschuldigte sich bei der ‚werthen Demoiselle' mit vieler Artigkeit wegen seines Schlafens.

In bessern Zeiten hätten diese beiden Kinder ein prächtig Paar Spielkameraden abgegeben und sich gewiß wacker mit einander auf Wiese und Feld, beim Ballschlagen, Haschemännchen und Reifenspiel getummelt.

Jetzt standen der siebenzehnjährige Fähnrich und die dreizehnjährige Louise einander in so ernsten Verhältnissen gegenüber, daß ihre jugendlichen Gestalten und kindlichen Gesichtchen eine Ironie zu sein schienen.

„Mein Vater schickt mich," sagte die sanfte Louise, „ich habe Ihnen Essen gebracht und gutes Bier, es thut mir nur so bitter leid, daß es ganz unmöglich

ist, Ihnen ein Paar Bettstücke her zu schaffen, aber diese Franzosen passen so abscheulich auf."

„Ja! ja, das thun sie," entgegnete der Fähnrich, indem er sich Brod schnitt, während Louise den Schinken und die Wurst zertheilte, „ich weiß aus Erfahrung, daß sie das thun! Aber, meine beste Demoiselle, Betten sind für mich ganz überflüssig, seit vierzehn Tagen, nach der Schlacht von Eylau, bin ich jetzt in keinem Bett gewesen, und — was thut's!"

Er sah so blaß aus, während er das sagte, daß Louise der Meinung war, ein Bett sei für ihn wohl das allernothwendigste; wie er aber aß, da erschien er ihr so herzlich ausgehungert, daß sie sich zu der Ansicht bekehrte, Essen und Trinken seien ihm denn doch jedenfalls noch nöthiger gewesen.

„Sie sind die Tochter des vortrefflichen Herrn, der mich hier untergebracht hat, ich sehe das an Ihrem schönen guten Gesicht. Du lieber Himmel, was giebt's doch für prächtige Menschen in der Welt. Gott, Gott, wenn meine Mama wüßte, daß ich hier so gut und sicher im Keller sitze und daß man mich pflegt und füttert, mich armen ausgehungerten Kerl, was würde die weinen, ei, und für Sie Alle beten! — und das wird sie auch später noch thun, wenn ich mich nach Rußland zu meinem Vetter

durchschleichen und ihr später Nachricht von mir geben kann."

„Sie haben noch eine Mutter?" fragte Louise, „mein Gott, wie mag sie sich Ihretwegen ängstigen!"

Der junge Mann nickte bloß zur Bejahung, weil er den Mund im Moment besser gebrauchte als zum Sprechen.

Sobald er aber den mächtigen Bissen glücklich untergeschluckt und seine Kehle mit etwas Bier befeuchtet hatte, sagte er sehr eifrig: „Ja, ja ich habe eine Mutter, lieber Gott, und was für Eine! Ja, die sollten Sie kennen, beste Demoiselle, Sie würden sie gleich lieb haben. Sie ist eine Witwe, mein Vater war Major in der Artillerie und hieß von Treufeldt, ich bin ihr einziges Kind — ach und wie lieb hat sie mich, wie wird sie sich meinetwegen in diesen langen Wochen und Monaten abgeängstigt haben, denn ihr Nachricht von mir zu geben war mir ja unmöglich."

„Ach Du lieber Gott," entgegnete Louise, „wie schrecklich ist doch der Krieg, wie viel Elend bringt er über die Welt und wie wird der schlimme Napoleon es einst vor Gott verantworten, daß er so viel Menschenblut hat fließen lassen!"

„Freilich, freilich," meinte der junge Fähnrich

„der Krieg ist schrecklich, besonders solcher wie dieser. Wenn man auf Schulen hört von den Kriegen der alten Zeit, oder wenn mein seliger Vater, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht, uns erzählte von der Schlacht bei Roßbach und andern Siegen des großen Königs, da kam Einem der Krieg wie etwas Großes und Schönes vor. Aber so ein Krieg! bin ich doch seit Monaten nun gejagt und gehetzt wie ein armer Hase.

„'s ist gräulich nur daran zu denken. Ich will mich aber nicht fangen lassen, durchaus nicht! viel lieber sollen sie mich todtschießen, viel lieber will ich am Wege verhungern. Denn sie schießen nicht auf mich, diese Franzosen, weil ich ein Einzelner und so klein bin."

„Wie sind Sie denn hierher gerathen, Herr von Treufeldt?" fragte Louise mit herzlichster Theilnahme.

„Ja sehen Sie, liebe Demoiselle, das will ich Ihnen erzählen. Nach der Schlacht von Eylau im Winter war ein Theil meines Bataillons versprengt. Unser Major von Pfuhl, ein sehr braver Soldat, sammelte uns bei einem kleinen Dörfchen, — ich weiß nicht 'mal wie es heißt — und so marschirten wir in guter Ordnung auf abgelegenen Land-

wegen und wollten unser Regiment aufsuchen. Ja! wo war das geblieben? wir fragten hier, wir fragten dort, Franzosen waren überall, einzelne arme Soldaten von unsern und andern Regimentern fanden wir auch, die schloßen sich an uns an. Unser braver Major hielt gute Mannszucht, unsre Officiere, die Paar, die bei uns waren, unterstützten ihn. So kamen wir von Dorf zu Dorf und fanden uns endlich in der Nähe des Städtchens Bartenstein. — Herr Gott, da waren noch keine Franzosen, so durften wir etwas ruhen. Die Bürger und Bauern nahmen uns mit tausend Freuden ins Quartier, pflegten und fütterten uns. Es ging uns drei Tage recht gut. Da kommt ein Bürger und bringt die Nachricht, daß ein Regiment Franzosen anmarschirt kommt und der Major läßt Appell schlagen. Meine wackere Wirthin, das war nun eine zu gute Frau, sagt: Junker, ich backe Ihnen noch Flinzen zum Kaffee und gebe Ihnen auch noch was zu essen mit. Ich aß also die Flinzen und trank Kaffee, man konnte nicht wissen, wann's wieder so was Gutes gäbe; aber ich ließ mir's allzu wohl sein, denn ich verspätete mich etwas und lief zum Sammelplatz so schnell ich konnte, und wir rückten in guter Ordnung aus. — Wie wir in den Wald kommen, denken Sie,

greife ich in meine Tasche und sehe, daß ich zwei Dinge vergessen habe. Meinen Geldbeutel, es waren zwar nur noch drei Thaler drin, aber das war auch alles, was ich hatte, und dann meiner guten Mama Portrait, ich hab's auf meinem Bett liegen lassen, als ich mir so rasch das Collet zuknöpfte. Das mußte ich wieder haben, ich mußte! der Mutter Bild konnte ich diesen Franzosen nicht lassen, und mein Bißchen Geld war mir auch sehr nöthig.

„Ich trete also gleich vor und bitte den Major um Erlaubniß zurück gehen zu dürfen, und wie ich ihm sage, daß ich der Mutter Bild holen müsse, sagt er: Gehn Sie mit Gott, Treufeldt, und holen Sie Sich Ihr Amulet, aber sehen Sie Sich vor, die Franzosen sind uns dicht auf den Fersen.

„Ich lief was ich konnte, ich komme auch glücklich zu meiner guten Wirthin, die eine rechte Freude hatte, mich wieder zu sehen. Sie hatte meine Sachen schon gefunden, band mir die Haarschnur selbst um den Hals und befestigte sie hier an meinem Collet, steckte mir noch alle Taschen voll Bratäpfel und meine Börse zu Brieftasche, Federmesser, Schnupftuch und Feuerzeug in die große Vordertasche meines Mantels. 's war bitter kalt und ein rauher Wind, trotz dem aber zog ich den Mantel nicht an, ich

wollte recht laufen können, so machte ich ihn mir nur mit einem einzigen Knopf am Hals zu und küßte meine alte liebe Wirthin vom Herzen und — fort geht's was die Füße tragen. Wie ich hinter das Städtchen komme, vielleicht tausend Schritt, da kommen die Franzosen, ihre Gewehre blitzten im kalten Wintersonnenschein, wie die Schuppen einer ungeheueren Schlange. Ich laufe was ich kann, aber ach der große Weg, der nach dem Walde führte, war mir schon abgeschnitten, so biege ich denn seitwärts in einen Feldweg, aber man hatte mich gesehen und rief mir zu: arète! arète! das war aber ganz und gar nicht meine Absicht, im Gegentheil, ich lief wie ein gejagtes Wild desto schneller, ich merkte, daß drei bis vier hinter mir her waren und mir die Wege abzuschneiden suchten, denn wir befanden uns auf einem häßlichen Terrain; breite Gruben und hohe Hecken durchzogen Wiesen, die fast ganz unter Wasser standen, rechts ab lag die Stadt, links der Wald, den ich erreichen mußte, wenn ich meine Freiheit retten wollte. Ich fühlte, daß meine Verfolger sich mir mehr und mehr näherten, und machte mein Seitengewehr in der Scheide locker, denn ich war fest entschlossen nicht um Pardon zu bitten, sondern mich wie ein Wolf so lange zu wehren, bis sie mich

niedergehauen. Anfangs riefen sie mir französisch zu, dann in ihrem verrückten Deutsch: Steh! steh! kleiner Kuckuck, sie nannten uns Füseliere nämlich Kuckuck, wegen des Adlers an unseren Czakos, steh! brav Kerl, Pardon! ich lief aber fort und fort und fühlte Einen dicht hinter mir. Sehen Sie, beste Demoiselle, solche Franzosen sind immer etwas ritterlich, sie hätten mich zehnmal niederschießen können wie einen tollen Hund, denn obgleich ich lief, war ich ihnen gerade wie eine Scheibe in der weiten flachen Landschaft; aber keiner schoß und da ich dem Walde näher und näher kam, wo ich die Meinen erwarten konnte, so hatte ich Kraft und Luft genug. Also wie gesagt, ich lief und lief bis Einer mir dicht auf den Hacken war und mich beim Mantel packte. Es ging ums Leben, das Bild meiner Mutter hatte ich im Collet, also ich mache im Laufe den Knopf meines Mantels auf und springe mit einem mächtigen Satz über die Hecke vor mir, der Mantel blieb in des Franzosen Händen und ich wie blind und toll lief immer vorwärts. — Sie schoßen nicht, sie lachten aber laut und schrieen: Brav! Brav! Kamerad, klein Kuckuck, brav Kerl! und so kam ich in den Wald, ohne Mantel zwar, ohne Geld, ohne Brieftasche, Federmesser und Bratäpfel, aber in Frei-

heit und hier meines Mütterchens Bild auf meiner Brust."

Er hatte bei diesen letzten Worten das Miniatur-Portrait hervor gezogen und zeigte seinen Schatz Louisen, die theilnehmend in ein sanftes edles Gesicht blickte, das bleich und traurig aber unsäglich lieblich sie mit großen dunkeln Augen freundlich anzusehen schien.

„Und Sie fanden Ihre Kameraden, Herr von Treufeldt?" fragte Louise nach einer Pause.

Er schüttelte den Kopf und seine schwarzen treuherzigen Augen füllten sich mit Thränen, die langsam über das blasse Gesicht herab rieselten:

„Ich fand sie nicht mehr, aber ich hörte in nicht großer Entfernung heftiges Gewehrfeuer und am andern Tage — ich hatte die Nacht im Walde unter einer alten Tanne campirt — kam ich an die Landstraße, da lagen fünf bis sechs Leichen von unsern ehrlichen Soldaten, da lag auch der Premier-Lieutenant von Manteufel, er lebte noch, obgleich er aus vielen Wunden blutete, und als er mich erkannte, sagte er: Grüßen Sie meine Braut, Treufeldt, wenn Sie davon kommen, und sagen Sie ihr, daß ich sie bis zum Tode geliebt und daß ich — mehr kam nicht über seine blassen Lippen, ich gab

ihm noch ein Bißchen Wasser aus dem nahen Graben zu trinken und legte seinen armen Kopf höher, und so starb er. — Ich aber bin von da ab Kreuz und Quer durchs Land gezogen, der russischen Grenze mich mehr und mehr nähernd und — da bin ich nun! zwischen mir und der Freiheit liegt nur noch der Strom und Ihr würdiger Vater hat versprochen mich so bald als möglich hinüber zu bringen."

„Behalten Sie mein Tuch hier, Herr von Treufeldt," sagte Louise, da er es von seiner Patrontasche nehmend ihr überreichen wollte, „es ist groß und weich, wickeln Sie Sich hinein und versuchen Sie noch zu schlafen; ich werde jetzt gehen, mein blinder Vetter wird sehr auf mich warten, wir haben, denke ich, allzulange geplaudert."

„Aber ehe Sie gehen, sagen Sie mir erst, wie Sie heißen, beste Demoiselle, damit ich meiner Mutter einst, wenn bessere Zeiten kommen, auch von Ihnen erzählen und Sie aufsuchen kann, wenn ich einmal was Recht's geworden bin; denn das hab' ich mir fest vorgenommen, bleib ich am Leben, so komm ich künftig einmal und danke all denen, die mir jetzt so viel Gutes gethan."

„Das Licht werde ich Ihnen lassen, Herr von Treufeldt," sagte Louise, indem sie sich zum Gehen

anschickte, „ich heiße übrigens Louise Wohlgemuth und mein lieber Vater besitzt das Gut Kydullen hier."

„Ach! ach! da sind wir wahrhaftig auch ein Bißchen verwandt!" rief der Fähnrich seelenvergnügt. „Ihre Mama ist eine geborne von Itzstein und die meine ist das auch, sie sind Cousinen im zweiten Gliede und hatten sich als Mädchen sehr lieb. Herr Gott, was das schön ist! Grüßen Sie mir Ihren werthen Papa, und nicht wahr, Sie geben mir jetzt zum Abschiede Ihr Händchen?"

Louise reichte ihm die Hand und so standen die beiden Kinder einen Augenblick einander lächelnd gegenüber, bis plötzlich der Jüngling seine beiden Arme um den Nacken des Mädchens schlang, und sein bleiches Gesicht auf ihre Schulter lehnte.

Louise streichelte, einem unwiderstehlichen Mitleiden nachgebend, zärtlich seine dunkeln Locken. Er zog sie dieß fühlend fester und fester an sich und — beide wechselten verwirrt und befangen die ersten Küsse ihres jungen Lebens.

Es schien ihnen das ganz natürlich, ganz sich von selbst verstehend, sie fanden nichts Unrechtes dabei, und blickten sich noch zärtlich und unschuldig in die treuherzigen Augen.

Endlich aber besann sich Louise von Neuem auf die Nothwendigkeit des Scheidens.

„Nun Adieu, nochmals Adieu, Herr von Treufeldt,“ sagte sie ihre Hände aus den seinen ziehend, „ich muß fort, ich muß jetzt wirklich und wahrhaftig fort, es kommt mir schon recht seltsam vor, daß mein Vetter Wilhelm noch nicht ungeduldig geworden ist.“

„Denken Sie an mich, herzliebe Cousine!“ sagte der Jüngling, „beten Sie für den Fritz; ich habe keine Schwester, aber mir ist zu Muthe, als ob ich Sie noch viel lieber hätte, als ich eine Schwester haben könnte.“

Sie ging von ihm begleitet die Treppe hinauf und versuchte die Thüre aufzuschieben, wobei er sie aus allen Kräften unterstützte.

Magister Fisch aber hatte das zu einer Unmöglichkeit gemacht, sie war fest verschlossen, der Schlüssel abgezogen, sie konnte durch das Schlüsselloch einen, wenn auch beschränkten Blick hinaus in die Sommernacht thun.

Unter andern Verhältnissen würde Louise höchst wahrscheinlich sich hier in dem düstern abgelegenen Gewölbe recht sehr gefürchtet haben, jetzt war das ganz und gar nicht der Fall, sie war ja nicht allein, und

in der Gesellschaft ihres neuen Vetters war es ihr ganz behaglich und heiter zu Muthe.

„Nun da muß ich schon noch bei Ihnen bleiben, Vetterchen,“ sagte sie ganz vergnügt, „und wissen Sie, wir wollen uns einmal in dem alten Gewölbe umsehen, ob wir nicht einen andern Ausgang nach den Kellern des Schlosses oder irgend etwas zu Ihrem Nutzen oder Ihrer Bequemlichkeit Dienendes finden können.“

„Ja, da haben Sie ganz Recht, das wollen wir thun,“ entgegnete der Fähnrich, „wir haben ja Licht, es ist gar zu hübsch, daß Sie nun noch bei mir bleiben.“

„Aber Sie sind müde, armes Vetterchen, Ihnen wäre der Schlaf nothwendiger als alles andere.“

„Ach behüte, ich könnte jetzt, da ich satt bin, mit Ihnen Kosak und Gott weiß was tanzen. Denken Sie, Louise, wir sind ein Ritter und ein Fräulein und ein böser Zauberer habe uns zusammen hier in den Berg eingeschlossen. Es kann uns Erlösung nur kommen, wenn eines von uns das rechte Wort ausspricht. Wissen Sie es?“

Sie schüttelte lachend den Kopf. „So wenig wie Sie, Vetter, aber vielleicht finden wir, wenn wir recht suchen, eine goldene Thür, und wenn wir da

anklopfen, ruft eine schöne Stimme: Herein! und wir treten in ein Gemach ganz von Gold und Edelsteinen strahlend, und da liegt auf einem Bette von Rosen die schöne Prinzessin, die Sie erlösen sollen, und schläft, bis Sie ihr einen Kuß geben und —"

„Ach dummes Zeug, die schönste Prinzessin in der Welt das sind Sie, Louise, Sie sind bei mir und — sehen Sie Sich nur um, der Feenpalast ist auch da, für mich wenigstens, ich möchte mein ganzes Leben hier zubringen, wenn ich immer mit Ihnen sein könnte, ich bin Ihnen so gut, so von ganzem Herzen gut, ich wundere mich, daß ich gestern und vorgestern und alle die Zeit, wo ich Sie nicht kannte, gelebt habe."

Sie hatten bei diesem Geplauder sorglich die Wände und Pfeiler betrachtet, waren mit dem Licht in der Hand in das zweite Gewölbe getreten und fanden hier etwas, das ihnen jedenfalls von Nutzen sein mußte: einen großen Haufen trockenen Mooses nämlich, unter dem sich auch viel blühendes Haidekraut befand, das einen angenehmen erquickenden Walddust aushauchte. Der alte Gottfried hatte das jedenfalls hierher getragen, vielleicht für den Fall einmal einen Flüchtling hier zu verbergen. In einer

Ecke standen auch noch fünf bis sechs Flaschen Wein.

„Trinken Sie," sagte Louise, „es ist alter, sehr alter Ungar, er liegt noch aus polnischer Zeit hier und ist gesund und erquicklich."

„Sie trinken mir zu," entgegnete lachend der Jüngling, ihr das Glas hinhaltend und dann — kaum wußte er selbst warum, — die Lippen auf dieselbe Stelle drückend, an der sie genippt hatte.

Wie flüssiges Feuer ging der edle Rebensaft durch die matten Glieder des von tausend Strapatzen und Entbehrungen erschöpften Jünglings, aber er konnte ihn nur auf Momente in eine höhere Stimmung versetzen. Bald äußerte er seine Kraft durch das Zunehmen des Bedürfnisses nach Ruhe.

Louise bemerkte dieß, sie breitete ihr warmes Tuch über das Mooslager, das sie sorglich zurecht schüttelte und sagte:

„Nun werden Sie Sich hübsch hierher legen, Vetter, damit Sie ausgeruht sind, wenn Papa kommt."

„Ich glaube, ich werde das thun müssen," meinte kopfschüttelnd Treufeldt, „der Wein ist mir schwer wie geschmolzenes Blei in die Glieder gegangen, aber ich werde nicht einschlafen, gewiß, ich werde nicht, Sie setzen Sich zu mir, meine liebe Louise,

und dann sprechen wir zusammen, bis Ihr Vater kommt."

„Gut," sagte sie und deckte die Enden des großen Tuches über seine bereits hingestreckte Gestalt, setzte sich auf den bequemen Platz, den er ihr neben sich einräumte, ja als er sie gar so schön darum bat, legte auch sie sich auf das weiche Moosbett, denn mit dreizehn Jahren ist man müde, wenn der Abend kommt. Der Engel der Unschuld stand segnend neben dem Lager der beiden Kinder, der Schlaf breitete seine dichtesten Wolken über ihre jungen Häupter und bunte Träume tanzten und flatterten um ihre Seelen. —

Siebentes Capitel.

O Priester Tod, Du treuer, ächter!
Du schmiedest fest der Liebe Band,
Du mehr als Welt- und Glückgerechter,
Rasch einst du Busen, Mund und Hand.

Kinkel.
(Otto der Schütz.)

Vetter Wilhelm ging mit den französischen Officieren tief in die Erlen und wußte es dann zu ver-

anlassen, daß sie ihn nach dem Wohnhause brachten, woselbst er Louise unfehlbar zu finden erwartete; denn er dachte, daß sie gewiß nach Hause und zwar auf dem nächsten und verborgensten Wege nach Hause gehen würde, wenn sie ihn bei den Steinen nicht träfe. Dem war aber nicht also, niemand hatte von Louisen etwas gesehen. Herr Wohlgemuth war nicht wenig des Kindes wegen in Sorgen und fühlte sich hoch erfreut, als endlich um Mitternacht alles still wurde, so daß er es wagen konnte nach dem versteckten Gewölbe zu gehen.

Der Schlüssel steckte nicht im Schlosse und dieß ließ ihn vermuthen, daß Louise fortgehend ihn abgezogen habe. Um sich davon zu überzeugen klopfte er so laut als möglich an der Thür und rief durch das Schlüsselloch ihren Namen, und als er das mehrmals wiederholt hatte und sich innen im Gewölbe kein Laut vernehmen ließ, kam er auf den Gedanken, daß niemand mehr darin sein könne.

Natürlich mußte das sein Vaterherz mit den bängsten Sorgen überfüllen. Die ganze Gegend war überschwemmt mit französischen Truppen, Louise ein fast erwachsenes, liebliches Mädchen, welch grauenvollem Geschick konnte sie verfallen sein, ward sie vielleicht in

Gesellschaft des jungen Flüchtlings in die Hände zügelloser Soldaten gefallen.

Auch Magister Fisch wurde vermißt, aber dieser kehrte am andern Morgen, zwar etwas durchnäßt und angegriffen, sonst aber ganz wohlbehalten, von seinem Wegweiser-Amte zurück.

Ueber Louise konnte er leider keine Auskunft geben, auf seinem Wege war sie ihm nicht begegnet, das versicherte er aufs bestimmteste; wenn man nach ihr forschen wolle, so müsse es auf der entgegengesetzten Seite geschehen. Nachdem er diesen Rath ertheilt, ging er auf sein Zimmer, warf seine nassen Kleidungsstücke ab, trank Kaffee mit Rum, zog eine Schlafmütze über die Ohren, legte sich zu Bett und schlief den Schlaf des Gerechten.

Vetter Wilhelm befand sich in einem Zustande, der an Wahnsinn grenzte. — Er machte sich Vorwürfe, Louise und seinen Platz auf den Steinen verlassen zu haben. Er malte sich die gräßlichsten Möglichkeiten aus, die das Mädchen getroffen haben könnten, er sah sie für sich verloren, er hätte sie suchen mögen in allen Orten der Welt und war durch sein trauriges Gebrechen an den kleinen Raum gefesselt, wo sie eben nicht war.

Wie rasend lief er durch die Zimmer, lief durch

den Garten, so weit seine Ortskenntniß ihm das möglich machte; seine schrecklichen Augen mit Blut unterlaufen, sein lockiges blondes Haar verwirrt um seine bleichen Schläfen hängend, seine geballten Hände vor die Stirne schlagend, sobald er sich von Neuem sagte: „Wäre ich an den Steinen geblieben, ich hätte es gewahr werden müssen, wann sie zurück kam, und was dann auch über sie gekommen wäre, wie elend ich auch in meiner Blindheit bin, ich hätte, sie vertheidigend mit meinen Zähnen, mit meinen Fäusten, mit meinen Nägeln vertheidigend, neben ihr in Stücke gerissen werden müssen, ehe ihr etwas zu Leide geschehen konnte.“ — Mit dem fortschreitenden Tage schickte Herr Wohlgemuth nach allen Seiten Boten aus, die verlorene Tochter zu suchen. General Vattier, der die Sache so nahm, wie Vetter Wilhelm sie ihm mitgetheilt, hielt dafür, daß das Mädchen irgend einer kleinen Abtheilung marodirender Preußen in die Hände gefallen sei, die Schildwachen wurden aufs genaueste instruirt, die Officiere eilten mit Fernröhren bewaffnet auf alle nahen Hügel. Madame Wohlgemuth und Lydia weinten, Muhme Elsbeth flüsterte betrübt mit dem andern Dienstpersonal, und der Tag verging für die Familie

unter den fürchterlichsten Sorgen, die mit jeder Stunde eine schrecklichere Gestalt annahmen.

Daß Louise mit dem jungen Preußen das Kellergewölbe verlassen haben müsse, daran zweifelte Niemand, und wenn sie es verlassen, was war da wohl natürlicher als daß sie einer Bande umherstreifender zügelloser Soldaten in die Hände gefallen? Welches furchtbare Schicksal konnte das arme Kind bereits getroffen haben! Ein eisiges Grauen schlich durch die Brust der Eltern, der Verwandten und Freunde bei dieser Frage, selbst die feindlichen Officiere und Soldaten fühlten tiefes Mitleid mit dem verlorenen Kinde und der unglücklichen Familie, und thaten das Mögliche, um das arme Mädchen aufzusuchen, oder mindestens ihr Schicksal zu ermitteln.

Wer sich um alle diese Vorgänge ganz und gar nicht bekümmerte, war der philosophische Magister, der ruhig in seinem Bette lag und einen heftigen Katarrh pflegte, den er sich auf seiner gezwungenen Reise geholt.

Was ging's ihn auch an? er hörte kaum hin, als Vetter Wilhelm in seiner Verzweiflung ihm erzählte, Louise sei verschwunden, spurlos verschwunden bei einem Spaziergang am späten Abend. — Er hatte auch einen Spaziergang machen müssen, der ihm schlecht

genug bekommen war, und der erste Grundsatz von des Magisters Philosophie war die weise Regel: jeder ist sich selbst der Nächste.

So blieb er denn auch über Nacht ruhig im Bette, die ausgesendeten Boten kehrten von weit und breit zurück und von der Verlorenen brachte keiner eine Nachricht.

Louise hatte indeß auf dem rauhen Mooslager fest und sanft geschlafen. Sie erwachte früher als ihr jugendlicher, von langen Anstrengungen auf den Tod ermüdeter Gefährte, und schlich leise an die Thür um zu hören, ob nun nicht bald Papa käme oder Vetter Wilhelm ein Lebenszeichen von sich gäbe.

Wie sehr erstaunte sie indeß, als sie den Strahl goldenen Lichtes gewahrte, der durch das große offene Schlüsselloch in das Gewölbe zog und in dem Dunkel eine glänzende Linie bildete, auf welcher Sonnenstäubchen in allen Regenbogenfarben glänzten.

Es war Tag draußen! kein Zweifel daran, sie hatte mit ihrem Gefährten die Nacht verplaudert und verschlafen, vielleicht den Vater nicht gehört, vielleicht auch war er abgehalten worden sie zu holen. Wo aber war ihr blinder Vetter? Warum hatte er sie hier eingeschlossen? allerlei ängstliche Gedanken stiegen in ihrer Seele auf, zum Glück aber war auch ihr

Gefährte erwacht und kam, heute schon etwas wohler als gestern aussehend, mit dem Lichte in der Hand, das fast bis zur Neige verbrannt war, zu ihr.

Sie sprachen sich gegenseitig Trost und gemeinschaftlich den noch vorräthigen Speisen zu. Ein wenig von dem guten Ungarwein gab ihnen neuen Lebensmuth, und so saßen sie dann Arm in Arm auf den Kellerstufen, sich an dem sparsamen Tageslicht erfreuend und plaudernd von ihrer kurzen Vergangenheit.

Fritz Treufeldt beschrieb seine Mutter mit all dem Enthusiasmus eines Jünglings, der in der Mutter noch allein die Verkörperung der Weiblichkeit liebt und verehrt. Er malte der horchenden Louise sein Kindes- und Knabenleben an der Seite dieser trefflichen Mutter, ihre gemeinsamen Spaziergänge, ihre Abgeschlossenheit von allem sonstigen Umgange wegen ihrer Armuth, den Schmerz bei ihrer Trennung.

Louise horchte mit höchster Spannung auf seine Schilderungen. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, die zum Theil die Rührung, zum Theil ein heißer sehnsüchtiger Schmerz ihr erpreßte.

„Worüber weinen Sie?“ fragte der Jüngling, als er bemerkte, daß die Thränen seiner Gefährtin floßen.

„O ich möchte ihre Mutter kennen!“ entgegnete

sie schluchzend, „ich möchte mich von ihr belehren lassen und sie so lieb, so lieb haben, daß sie mich endlich auch lieb hätte.“

„Haben Sie denn nicht auch eine Mutter?“ fragte Fritz erstaunt.

„Ja! ich habe eine, aber sie liebt mich nicht, weil ich nicht schön bin wie meine Schwester, und sie belehrt mich auch nicht, weil sie das alles, wonach meine Gedanken gehen, für ganz unnütz und überflüssig hält und auch keine Zeit hat mich zu belehren, selbst wenn sie es für nothwendig hielte; denn bei uns ist immer Gesellschaft und sie ist stets dadurch beschäftigt.“

„Aber daß Ihre Mutter Sie nicht für schön hält, ist ganz unmöglich!“ sagte Fritz, einen langen Blick auf Louisens erröthendes Gesichtchen heftend, „Sie sind das schönste Mädchen, was ich in meinem ganzen Leben gesehen habe, gewiß das sind Sie!“

„O Sie kennen meine Schwester nicht,“ entgegnete sie treuherzig, „ich habe ja Pockennarben, wie kann man da schön sein; Lydia ist schön, sie sieht aus wie eine Rose, ach noch schöner.“

„Das glaub ich nicht,“ sagte Fritz, „und es ist auch gewiß nicht wahr, daß sie schöner sein kann als Sie, denn das ist gar nicht möglich; wenn Ihre

Mutter Sie weniger lieb hat als die Schwester, so muß das an etwas anderm liegen, davon bin ich überzeugt.“ —

So sprachen die Kinder, nicht einen Moment stockte ihre harmlose Unterhaltung, und als die Stunden des Tages entflohen waren, als die dunkle Nacht das Gewölbe mit ihrer Finsterniß füllte, als der Hunger sich bei ihnen einzustellen begann und ihre Vorräthe erschöpft waren, fanden sie Trost und Muth im Gespräch, das mehr und mehr einen ernsten Charakter annahm.

Fritz von Treufeldt, obgleich erst 17 Jahre alt, hatte dem Tode schon in mancherlei Gestalten in die Augen gesehen. Hier schien er sich ihm in einer besonders schrecklichen zu nähern. Er fühlte den Hunger bereits in seinen Eingeweiden wüthen, und er, der die Schrecken des Krieges kannte, war der Meinung, daß Herr Wohlgemuth, Vetter Wilhelm und alle die Personen, die um seine und Louisens Anwesenheit an diesem abgelegenen und unheimlichen Orte wüßten, jedenfalls von den Feinden entweder weggeführt oder getödtet sein mußten, um sie hier in dieser trostlosen Finsterniß so ganz und gar zu vergessen.

Hier zu verhungern! der Gedanke war grausig genug.

„Wir wollen schlafen, Louise," sagte Fritz, als die Nacht draußen wieder eingetreten zu sein schien, „so verbringen wir wenigstens einige Stunden und sammeln Kräfte. Wir müssen alles versuchen um hier herauszukommen, vielleicht können wir morgen, wenn das Licht wieder durchs Schlüsselloch scheint, das Schloß mit Hilfe meines Degens sprengen oder öffnen; jetzt wollen wir ruhen, komm, meine arme kleine Gefährtin, Du bist jetzt meine Schwester, und wenn ich den Versuch für mich selbst aufgeben könnte mich zu retten — ein Soldat muß dem Tode in jeder Gestalt in die Augen sehen können — für Dich muß ich mich schon bei Kräften erhalten und alles thun, um uns zu befreien."

Das Mädchen schmiegte sich bebend an ihn. „Ich habe keinen Bruder," sagte sie, „jetzt weiß ich erst wie schön es ist einen zu haben; aber lieber Fritz, unser Lager finden wir in der dicken Finsterniß nicht mehr, vielleicht kommt auch in der Nacht jemand an diese abgelegene Stelle, und wenn wir Menschentritte hören, so können wir rufen; es ist jetzt wohl auch besser für Dich, Fritz, einer französischen Wache in die Hände zu fallen, als hier zu verhungern. O wenn wir nur noch etwas Licht hätten!"

Die beiden jungen Geschöpfe kauerten sich auf

der Treppe dicht aneinander. Der Jüngling schlang seinen Arm um das bebende Mädchen und so saßen sie die langen langen Stunden der Nacht, bald vor Mattigkeit entschlummernd, bald fröstelnd aus dem leichten Schlaf auffahrend und sich ihrer traurigen Lage bewußt werdend.

Eines fand am Andern Trost. Sie fühlten es als ein süßes Glück neben einander zu sein, und wenn der Schlaf von ihnen wich, sprachen sie immer wieder liebevoll und herzlich mit einander.

In dieser Nacht war Herr Wohlgemuth in Begleitung zweier französischer Soldaten, die ihm der General als Sauvegarde mitgegeben, aufgebrochen, um in weiteren Entfernungen als bisher die Spur seines Kindes zu suchen. Vetter Wilhelm hatte mit einer Art von Raserei anfangs darauf bestanden, diese Reise mitzumachen, dann aber hatte er sich ruhiger finden lassen und den Vorsatz gefaßt, am folgenden Tage in Begleitung des Magisters Garten, Wald und Feld in der Nähe noch einmal nach einer Spur des verschwundenen Mädchens zu durchforschen.

Magister Fisch hatte einen so schlimmen Schnupfen wie nie in seinem Leben, er blieb im Bett und trank Fliederthee, den ihm Muhme Elsbeth weinend brachte. Mittags erst, als Wilhelm wie ein Rasen-

der tobte, entschloß er sich aufzustehen und den Blinden zu begleiten.

Allerdings mußte das an jenem Tage ein ziemlich unangenehmes Geschäft sein, denn es regnete in Strömen und ein eiskalter Wind pfiff um das Haus.

„Sie sind ein Toller, geradezu ein Toller, Herr Itzstein!" sagte der Philosoph, „hier in der Nähe nach dem Mädchen forschen zu wollen, ist sie doch keine Stecknadel, sondern ein großes, fast erwachsenes Frauenzimmer, ein recht hübsches," setzte er schmunzelnd hinzu. „Daß wir die nicht mehr sehen werden, davon bin ich so überzeugt als von meinem Leben, sie ist vielleicht ganz freiwillig mit einem hübschen Franzosen davon gegangen. Es wäre die Erste nicht."

Wilhelm knirschte mit den Zähnen, auch ihm war dieser Gedanke schon ein Paarmal aufgestiegen, fürchterlich, gräßlich! Er wußte, daß die Franzosen sehr beliebt waren bei den Damen, und ihm in seiner Finsterniß schien es keine Unmöglichkeit, daß das noch nicht dreizehnjährige Mädchen, dessen lebhaften Geist er kannte, den Schmeicheleien eines schönen Mannes nachgegeben haben könne.

Jemand, das war kein Zweifel, mußte ja doch

das Gewölbe verschlossen und den Schlüssel abgezogen haben.

Darnach wollte er forschen, suchen und so schleppte er den Magister durch den Garten nach dem alten Schlosse, wo er in jedem der ruinirten Gemächer umher horchte, an alle Wände pochte und unzählige Ratten und Blindschleichen aus ihren Schlupfwinkeln verscheuchte.

Wie er, suchte schon seit der ersten Nachricht von dem schrecklichen Vorfalle ein anderer Freund Louisens die Vermißte: Gottfried, der alte Schäfer. Er war mit einem seiner Hunde durch alle Wäldchen geschweift, hatte in allen Hütten angefragt, und überall mit verständigem Eifer, unterstützt von dem Instincte des klugen Thieres, nachgeforscht. Nun entschloß er sich, heute mit seinem Hunde auf dem alten Schloßberge und da herum seine Nachforschungen anzustellen, und er ging dorthin als bereits der Abend nahte, der an dem regnerischen Tage früher und rauher als sonst sich einstellte. Mit festem Tritt stieg der Alte den Hügel hinan, blickte hinter jeden Busch, hinter jeden Stein, und der Hund, dem sein Herr eine Schürze Louisens zu beriechen gegeben, ging wedelnd und die Nase an den Boden drückend vor ihm her.

So kamen sie an den Steinhaufen. Hier blieb der kluge Hund eine Weile stehen und stieß ein kurzes Geheul aus und dann drängte er sich durch Dornen und Gestrüpp, und ihm folgend kam der Greis an die Thür des alten Gewölbes.

Sie war verschlossen, aber als er mit seinem Stabe daran klopfte hörte er deutlich, daß eine Menschenstimme rief: „Wer auch da sein mag, sprengt diese Thür und rettet uns vor dem Verschmachten!"

„Louischen, Mamsell Louischen, mein herzliebes Kind," schrie der Greis durch das Schlüsselloch, „sind Sie hier?"

„Ach ja, Gottfried, mein guter Freund und Retter, ja ich bin hier," antwortete eine bebende, dem Greise so bekannte und liebe Stimme, „o laß diese Thür sprengen und bringe uns arme Begrabene an Gottes Licht."

Heiße Thränen perlten über des Greises gefurchte Wangen. „Gelobt sei der allmächtige Gott," sagte er, die alten hagern Hände zum Himmel erhebend, über den schon wieder die Nacht, die vierte jetzt, seit Louisens Verschwinden, ihre Schleier breitete.

Eine Viertelstunde darauf, während noch Vetter Wilhelm mit dem Magister das alte Schloß durchwanderte, kam der alte Gottfried mit seinem Schlüssel

zu diesem Keller; denn er hatte bald nach seiner Ankunft in Kydullen diese Thür aufgefunden, sich einen Schlüssel dazu hergerichtet und benutzte an heißen Sommertagen bisweilen das Gewölbe zum Aufbewahren von allerlei kleinen Vorräthen, auch wohl zur Schlafstelle, wenn eben ein zuverlässiger Knecht bei der Heerde draußen bleiben konnte.

Der Alte zitterte heftig, als er die Thür weit öffnete und dem Lichte so einen Weg in den Kerker der beiden armen Kinder bahnte, die, eines vom Arm des andern fest umschlungen und gestützt, auf der feuchten Treppe saßen und kaum die Kraft hatten, sich zu erheben und dem Greise ins Freie zu folgen.

Die großen hohlen Augen des Jünglings schweiften einen Moment im Lichte umher.

„Sind noch Franzosen hier in der Gegend?" fragte er mit matter Stimme.

Der alte Schäfer bejahte es.

„So will ich lieber zurück in das Gewölbe als mich gefangen geben," sagte er, „gebt mir ein wenig Wasser und Brod und gestattet mir dann, daß ich mich dort so lange verberge, bis ich entweder mich an ein preußisches Corps anschließen und im ehrlichen Gefecht mit diesen Franzosen sterben kann, oder bis jemand mir ein Boot schafft, damit ich

hinüber nach Rußland flüchten kann, wo ich einen Vetter habe, der sich meiner annehmen wird."

Gottfried hatte indeß die ganz entkräftete Louise in seine Arme genommen.

„Kommen Sie mit mir den Berg hinab, Junker," sagte er ermuthigend, „die Franzosen thun so Ihnen kein Leid's mehr, seit gestern ist der Frieden bekannt gemacht und nur weil alles in unserm Hause in so schrecklicher Angst und Sorge war wegen Louischen, ist davon wenig oder nichts gesprochen worden. Sie aber, junger Herr, können jetzt ganz dreist mitten unter diese Franzosen treten."

Der junge Mann taumelte vor Schwäche und würde umgesunken sein, wenn nicht Gottfried aus seiner großen Tasche ein Stückchen Brod und Käse und ein Fläschchen echten Kümmelbranntwein gezogen hätte. „Da Junker," sagte er, „nehmen Sie, ein Paar Bissen und ein Schluck werden Ihnen gut thun und ein wenig auf die Beine helfen."

Er hatte Recht, die Nahrungsmittel erkräftigten den fast Verhungerten, und so gelangten denn die Drei an den Fuß des Hügels, wo ein Bach, klar und lustig über Kiesel plätschernd, Louisen und ihrem Leidensgefährten die nothwendigste Erquickung, einen frischen und kühlen Trunk, bot.

Hier legte der Schäfer das junge Mädchen auf den weichen Rasen, wusch ihr Gesicht und Hände und eilte dann nach dem nicht sehr entfernten Wohnhause, von dort nach kurzer Zeit mit der hocherfreuten Mutter und der alten Elsbeth zurückkehrend, die solche Nahrungsmittel brachten, wie sie den fast Verhungerten jetzt zuträglich waren.

Als am Abend Herr Wohlgemuth traurig von seinen vergeblichen Nachforschungen heimkehrte, empfing ihn die trostvolle Nachricht, daß Louise gefunden sei, und es blieb ihm und dem Vetter Wilhelm überlassen, sich die allerbittersten Vorwürfe darüber zu machen, daß man beim Suchen nach der Vermißten nicht zuerst den Ort durchforscht, wo man sie gelassen hatte, und Vermuthungen darüber anzustellen, wer wohl das Gewölbe verschlossen hätte; denn Magister Fisch hielt es nicht für nothwendig seiner Mitwirkung dabei zu erwähnen, ja bei seinem nächsten einsamen Spaziergange warf er den rostigen Schlüssel in die Memel und schwieg weislich über seine Entdeckung.

General Vattier und die sämmtlichen französischen Officiere hatten ihre Freude an dem jungen wackern Fähnrich, der, sobald er sich nur ein Bißchen von den Anstrengungen und Entbehrungen seiner letzten Lebenszeit erholt hatte, sich als einen der hübschesten,

klügsten, muntersten jungen Burschen zeigte, den man sehen konnte.

Er war klein für sein Alter, hatte aber, obgleich er immer noch ziemlich bleich aussah, ein gar hübsches Knabengesichtchen, mit freundlichen dunkeln Augen, die, sobald sein Herz erregt wurde durch ein Gefühl oder einen Gedanken, lebhaft funkelten. Die ungeheuern Anstrengungen der letzten Monate seines Lebens, dreitägiger Hunger und die bittre Angst, die er in dem Gewölbe ausgestanden, hatten nicht vermocht die Jugendkraft zu brechen oder auch nur zu beugen, die in diesem noch unentwickelten Körper pulsirte. — Ohne auch nur einen Tag krank zu sein, erholte er sich zusehends, sobald er wieder ordentliche und ausreichende Nahrung und sein gutes Bett hatte.

Louise dagegen verfiel in ein heftiges nervöses Fieber, das sie viele lange Tage an das Bett fesselte.

Fritz Treufeldt war während dieser Leidenszeit, so viel sich das nur irgend thun ließ, ihr treuester Pfleger. Nur dann, wenn Muhme Elsbeth ihm sagte: „Na Junker, nun machen Sie Sich hier fort, ich muß Mamsell Louischen umbetten,“ entfernte er sich auf einige Zeit aus der kleinen Krankenstube; und seine Nähe wirkte sichtbar günstig auf die Kranke,

selbst da, als die Besinnung gänzlich von ihr gewichen zu sein schien.

Wenn Fritz sich über die Phantasirende beugte und mit seiner freundlichen Stimme sagte:

„Sei ruhig, Louise, wir sind ja beisammen,“ lächelte sie, reichte ihm die kleine abgezehrte Hand und fand wenigstens auf Momente die Kraft, ein Paar verständige zusammenhängende Worte zu sagen.

Es schien übrigens, als ob Louisens Abenteuer und die Angst, welche man ihretwegen ausgestanden, einen bedeutenden Einfluß auf ihre Stellung in ihrem Familienkreise ausgeübt habe. Madame Wohlgemuth fühlte ihre ganze Mutterliebe erwachen, als sie ihr jüngstes Kind sich entrissen glaubte, und als sie Louise wiedersah, leistete sie sich selbst das Versprechen, keinen Unterschied mehr zu machen zwischen ihrer schönen und der minder schönen Tochter.

Sie war auch viel, so viel als ihre Zeit es nur irgend erlaubte, an Louisens Krankenbett und diese fühlte sich unbeschreiblich glücklich im Besitz der mütterlichen Liebe.

Der Friede hatte nun auch wieder den unterbrochenen Verkehr zwischen den Nachbarn auf der russischen und preußischen Seite der Memel hergestellt.

Der Maler Treufeldt, eben der Vetter, welchen

der kleine Fähnrich hatte aufsuchen wollen, kam herüber und malte die Porträts des französischen Generals und seiner Adjutanten. — Die Memel war an diesem Orte seit dem unglücklichen Friedensschluße keine Grenze mehr zwischen Preußen und Rußland; denn der ganze Landestheil war zum Großherzogthum Warschau geschlagen worden und die sämmtlichen preußischen Beamten waren ohne Anstellung und folglich viele hunderte von Familien ohne Subsistenzmittel.

Herrn Wohlgemuths stets umfangreiche Gastfreundschaft ward jetzt wahrhaft großartig; denn drei bis vier Familien der Grenzbeamten wohnten ganz und gar in seinem Hause, aßen an seinem Tisch und lebten nur von dem Ertrag seines ruinirten Besitzthums.

„Besser, daß meine alten Freunde noch etwas davon haben, als daß diese Franzosen alles allein aufzehren!" war dabei sein Wahlspruch und durch denselben ward er der Wohlthäter vieler Familien, die in dieser Schreckenszeit ohne ihn nicht gewußt hätten, wo sie ihr Haupt hinlegen sollten.

Eine Sorge bedrückte das Herz Wohlgemuths mit ganz besonderer Schwere. Er befand sich immer

noch im Besitz einer sehr bedeutenden Geldsumme, die dem preußischen Staate angehörte.

Durch seine Hände waren viele Tausende während der Anwesenheit der Franzosen an den General Miloradowitsch nach Rußland abgeliefert worden, da man ihm durch Vermittlung des Geheim-Staats-Raths von Itzstein das Vertrauensamt übergeben, die sämmtlichen Kassen in Empfang zu nehmen. Alle die verschiedenen Kassenbeamten hatten sich nun schon seit längerer Zeit an ihn gewandt, hatten an ihn ihre Bestände und laufenden Einnahmen gegen seine Quittungen bis zur Publication des Friedens-schlußes gezahlt, nach welcher sie sämmtlich ihre Stellen verloren.

Frau Wohlgemuth, Muhme Elsbeth, selbst Lydia und Louise trugen bedeutende Summen in Gold Tag und Nacht auch jetzt noch bei sich, und dieses Geld war es eben, was Herrn Wohlgemuth so viele Sorgen verursachte.

Wenn die Franzosen es entdeckten, so war es nicht nur ohne Frage verloren, sondern eine ungeheuere Strafe für die nicht erfolgte Auslieferung an den französischen Schatz war ihm gewiß. — So beschloß er denn eine Reise nach Tilsit zu machen, wo sich zur Zeit noch der Herr Minister von Stein auf-

hielt, um in dessen treue Hände die letzten Reste des seiner Rechtschaffenheit und Treue anvertrauten Geldes abzuliefern.

Den Vorwand zu dieser Reise lieferte ihm Louisens Krankheit.

Das junge Mädchen verließ zwar das Bett, wankte aber noch bleich und matt in Haus und Garten umher, und so konnte der französische General nichts Arges darin finden, daß der Vater das Kind in die nächste bedeutende Stadt brachte, damit sie sich dort unter ärztlicher Pflege schneller erholen möge.

Der junge Fähnrich von Treufeldt sollte diese Reise mitmachen, um in Tilsit Erkundigungen nach dem Reste seines versprengten Regiments einzuziehen.

Man rüstete also einen guten Wagen, General Vattier borgte dem Gutsbesitzer die Pferde, die ihm von den Franzosen abgenommen waren, und in der Frühe eines bewölkten Augustmorgens machten die Drei sich auf die Reise.

Achtes Capitel.

Und soll's denn sein, dann mag sie schlagen
Die Abschiedsstunde bang und schwer,
Ich werde, ja ich werd' es tragen,
Erblick' ich meinen Stern nicht mehr:
In meiner Brust dann wird er scheinen,
Hell leuchtend ewig, ewig rein:
Ich werde seufzen, werde weinen,
Und werde dennoch glücklich sein.

Prutz.

Und mußt Du auch sieben Jahr wandern,
So nehm' ich mir doch keinen Andern.

Altes Volkslied.

Wahnsinnig sei er! Sagt, was ihn umspinnt
Sei ein verworrner Traum des Orkus nur.

Meißner.

Von Kydullen nach Tilsit sind zehn Meilen, solche Meilen, von denen die poetischen Lithauer sagen, ein Paar Liebende hätten sie gemessen, denen der Weg nicht lang geworden.

Louise saß zwischen ihrem Vater und ihrem jungen Freunde, eingehüllt in mancherlei warme, besonders aber schwere Kleidungsstücke. In jedem Rock, in jedem Mantel des Mädchens war Gold eingenäht, eben so in die Kleider des Junkers von Treufeldt. Die Reise ging nicht übertrieben rasch von Statten, denn in jedem Dorf und Dörfchen gab es französische

Soldaten, bei denen man sich durch die Pässe, die der General Vattier gegeben hatte, legitimiren mußte; außerdem waren die Wege durch die großen Forste fast bis zur Unfahrbarkeit schlecht, und die Pferde mußten auf der starken Tour dreimal gefüttert werden. Jeder Weg nimmt indeß einmal ein Ende und so erreichten denn auch die Reisenden Tilsit und zwar um Mitternacht, und mußten deßhalb in dem kleinen Kruge in Bellgarden bleiben, wo man ihnen noch öffnete und es gestattete, daß sie im Wagen den Anbruch des Morgens erwarteten.

Sobald es nur möglich war, einen Besuch zu machen, brachte Herr Wohlgemuth seine Tochter zu einer Freundin der Familie, der Frau Justiz-Räthin Siere, in ein großes schönes Haus, damals das schönste in der Stadt. Es war dasselbe Haus, in dem die Königin Louise vor ganz kurzer Zeit eine Unterredung mit dem Kaiser Napoleon gehabt, und mit schlagendem Herzen hörten Fritz und Louise die Erzählung der Hausfrau über diese so traurige, so demüthigende Epoche im Leben der unglücklichen Fürstin.

Herr Wohlgemuth lieferte die Geldsumme, deren Anwesenheit in seinem von Feinden angefüllten Hause ihm so viel Sorgen gemacht hatte, glücklich

an Herrn von Stein ab und erhielt von diesem wackern Manne einen herzlichen Händedruck.

„In Zeiten wie die jetzigen," sagte der Freiherr, „lernt man die Menschen kennen und überzeugt sich, daß Redlichkeit und Treue nicht so selten in der Welt sind, als die Pessimisten es uns glauben machen wollen. Ich sage nicht, daß es eine großartige Handlung ist, wenn man fremdes Eigenthum sich nicht aneignet, mein lieber Herr Wohlgemuth; jedenfalls aber ist's redlich und rechtschaffen, und Sie sind nicht der einzige rechtschaffene Mann, den ich in diesen schlimmen Tagen kennen gelernt; ich werde übrigens mir Ihren Namen merken und hoffe, Sie in besseren Zeiten wieder zu sehen."

Für Louise verschrieb der Tilsiter Doctor Arzenei, verordnete Salzbäder, Spaziergänge und leichte nahrhafte Diät, und da dieß alles in zwei Tagen besorgt und besprochen war, so hatte Herr Wohlgemuth in der Stadt nichts mehr zu thun und rüstete sich zur Heimreise für den nächsten Morgen.

Fritz Treufeldt hatte Nachricht von seinem Regiment bekommen und mußte nun eilen, dasselbe aufzusuchen. Er schrieb von Tilsit aus an seine Mutter, denn der Postenlauf war wieder hergestellt, und als er

diese Pflicht erfüllt, ging er, um die letzten Stunden mit Louise zuzubringen.

Sie beschloßen in der schönen Sommerabendluft noch einen gemeinsamen Spaziergang zu machen, und da Herr Wohlgemuth noch verschiedene Wirthschaftseinkäufe zu besorgen hatte, so waren sie allein und gingen am Ufer der Memel hinauf bis zum Engelsberge.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, und ihre letzten goldenen Strahlen tanzten als glänzende Sternchen auf dem Spiegel des Stroms. Mücken spielten in der warmen Luft und über ihnen am Himmel stand die weiße Mondscheibe, wie ein zartes klares Wölkchen.

„Du gehst nun nicht mehr mit uns zurück, Du guter lieber Fritz," sagte das Mädchen und Thräne um Thräne rann langsam über ihre bleiche Wange, „wie einsam wird mir's ohne Dich zu Hause sein, wie werde ich Dich immer und überall vermissen!"

Der kleine Soldat versuchte sich stark zu zeigen. „Weine nicht, meine einzige Herzens-Louise, mein Engelchen!" sagte er und machte vergebliche Anstrengungen, das Zittern seiner Stimme zu verbergen. „Wir werden uns fleißig schreiben und sobald ich kann, sobald ich Urlaub bekomme, komm ich zu Dir.

Du weißt, was wir uns versprochen haben, und Du wirst es nicht vergessen. Die Zeit vergeht, Du und ich werden mit jedem Tage älter, es giebt gewiß bald wieder Krieg und wenn ich Hauptmann bin, Louise, dann wirst Du meine Frau, gieb mir noch einmal die Hand darauf."

Sie reichte ihm ihr kleines noch kindisches Händchen und der Knabe hielt es in seiner Hand fest.

„Wir dachten zusammen zu verhungern," sagte er, „und fürchteten uns nicht, weil Eins seinen Kopf an das Herz des Andern legen konnte. Ich habe Dich damals so lieb gewonnen, meine Louise, so übermenschlich lieb, daß ich mir einbilden könnte, dieser ganze Krieg und alles Elend, was er bereitet, sei ein kleines Unglück zu dem unverhältnißmäßigen Glück, daß ich Dich gefunden. Ich bin nun bald achtzehn Jahre alt, in kurzem bin ich ein Mann, dann sollst Du auch sehen, daß ich Deiner nicht unwerth bin. Neben dem Bilde meiner Mutter trag ich jetzt Dein's auch auf meiner Brust, einen Talisman gegen alle Leiden und gegen alle Versuchungen zum Bösen."

Sie sah ihm freundlich in die Augen. „Ich werde immer, immer an Dich denken, mein lieber Fritz, ich

werde Dich keinen Augenblick vergessen," sagte sie liebevoll, „da wir versprochen haben, künftig Mann und Frau zu werden, so bin ich ja eigentlich Deine Braut und muß Dich lieb behalten und an Dich denken, und ich müßte es auch ohne dieß, weil ich Dich mehr lieb habe als alle andere Menschen, selbst mehr als Vater, Mutter und Schwester."

„Auch mehr als Deinen blinden Vetter Itzstein? sag' mir's aufrichtig, Louise."

„Der Vetter Wilhelm ist ein armer unglücklicher Mensch, der mich braucht und dem ich gern dienen mag, aber ich habe mich sonst gräßlich vor ihm gefürchtet. Dich fürchtete ich keinen Augenblick, ich habe Dich bloß über alle Maßen lieb, so lieb wie sonst nichts auf der Welt."

Die Sonnenscheibe sank unter den Horizont, die Sterne begannen am Himmel aufzublitzen und die Mondesscheibe ging aus dem matten Silberweiß in hellen Goldglanz über.

„Sieh Dir den Mond an," sagte Fritz, „und jedesmal, wenn Du ihn wieder siehst, so denke an mich und bete für mich, versprich mir das, Louise; auch ich werde, wenn der Mond in mein Fenster, oder auf mein Lager im Bivouacq, oder auf mein Angesicht scheint, wenn ich sterbend auf dem Schlachtfelde liege,

an Dich denken, und jedesmal, wenn eins von uns den Mond sieht, mag er es an das andre erinnern."

Louise legte ihr Köpfchen auf seine Schulter, er drückte sie heftig an sich und bedeckte ihren Mund mit heißen Küssen.

In diesem Augenblick floh die Kindheit aus den Herzen der beiden jungen Menschen, sie fühlten sich Jüngling und Jungfrau, und wie Fritz leise in Louisens Ohr flüsterte: „Schwöre mir, daß Du nie eines andern Mannes Frau wirst als die Meine!" klammerte sie sich fest an ihn an und sagte: „Ich schwöre Dir, es komme was mag wenn ich nicht Deine Frau werden kann, mein Fritz, so bleibe ich allein bis wir uns im Himmel zusammenfinden."

Wie sehr die beiden jungen Menschen auch die Trennungsstunde hinaus zu schieben suchten, endlich mußte sie ihnen doch schlagen. Fritz brachte Louise zu ihrem Vater zurück, und nachdem ihm Herr Wohlgemuth noch von Herzen die Hand geschüttelt und den warmen Dank des Jünglings für alle ihm erzeigten Wohlthaten empfangen hatte, mußte er gehen, denn es war Mitternacht geworden und Louise und ihr Vater wollten am folgenden Morgen um vier Uhr schon aufbrechen.

Louise meinte, sie würde die ganze Nacht nicht

schlafen können, aber darin hatte sie sich geirrt; unter Thränen und heißen Gebeten für ihren guten lieben Fritz war sie bald in festen Schlaf gesunken und schaute verwundert und erschrocken um sich, als der Vater beim ersten Morgengrauen, die Hand auf ihr Köpfchen legend sie erweckte.

Es war ein wolkiger, mit Regen drohender Morgen. Die aufgehende Sonne blitzte nur wenige Augenblicke am Horizont, dann war sie in den grauen Schleier gehüllt, an den sie einen glänzenden Goldrand malte, der aber auch allmählig verschwand. Die ganze Welt sah grau und düster aus, an jedem Blatt, an jedem Dorn hing nach kurzer Zeit ein runder Tropfen — es schien, als ob alles mit der betrübten Louise um den Abschied trauerte.

„Wir bekommen einen herrlichen Tag," sagte Herr Wohlgemuth, heiter um sich blickend, „solch' ein Augustmorgen ist ein echtes Bild des Lebens: frühe Thränen bedeuten einen milden Mittag und einen sonnigen Abend."

In diesem Moment brach die Sonne durch die Wolken und verwandelte alle die feuchten Perlen, mit denen Wald, Feld und Wiese überstreut waren, in prächtig funkelnde Brillanten.

Es war wie Zauberei und das goldene Son-

nenlicht fiel verklärend und beglückend besonders auch in Louisens junges Herz.

Sie sah auf den Himmel, auf dem die Sonne zwischen drohenden Wolken hervorblitzte, die Erde verklärte, und zum Erstenmal in ihrem Leben schoß der Gedanke durch ihre Seele, daß alle auf der Erde geweinten Thränen, wie in diesem Moment die Thautropfen, durch den ewigen vom Himmel stammenden Lichtstrahl der Liebe erst verklärt und dann verzehrt würden. Auch den Vater regte die schöne überraschende Lichterscheinung zu ähnlichen Gedanken an:

„Sieh, Louise," sagte er lächelnd, indem er die Hand des jungen Mädchens in die seine nahm, „die Natur ist doch wahrlich in mehr als einer Weise ein Spiegelbild des menschlichen Daseins. Wolken, Regen und Thau sind der Erde, was der Kummer dem Herzen; das Gute in uns, die Saat, deren Frucht wir in unsern Handlungen zu Tage fördern sollen, wird durch sie genährt und erquicket. Der Sonnenstrahl aber, das ewige, uns aus unermeßlichen Fernen zuströmende Licht ist die Liebe Gottes, das belebende, beglückende, verklärende Prinzip, das dieser dunkeln Erde nicht angehörig, sie doch einzig und allein zu dem macht, was sie ist. Es giebt

Blinde — sie sehen das Licht nicht und läugnen es daher, aber seinen Einfluß empfinden sie doch in jedem Athemzuge, der ihnen warme, erquickende, von Blumenduft durchwürzte Luft zuführt, ungerechnet, daß jede Frucht, die sie genießen, jeder Gegenstand, den sie gebrauchen und benutzen, zuerst nur unter dem Einfluß des Lichtes von oben entstehen konnte."

Herr Wohlgemuth hatte in dieser Weise noch nie mit seiner jüngeren Tochter gesprochen, Vater und Kind hatten sich bis jetzt ziemlich fern gestanden, und wahrscheinlich war Louise bis zu diesem Tage dem Vater zu jung und einfältig erschienen, um ein ernstes Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Wohl wußte sie, daß ihr Vater ein sehr guter, ein sehr kluger Mann sei, an dessen Urtheil sehr viele Personen in streitigen Fällen appellirten, wohl hatte sie bisweilen mit Befriedigung zugehört, wenn des Vaters einfaches Wort den Gesprächen des Magisters und Vetter Wilhelms mit einem Mal eine ganz andere Wendung gegeben, sie selbst aber hatte es noch nie gewagt sich mit ihren Fragen, ihren Zweifeln, ihrer kindlichen Sehnsucht nach Gott an ihn zu wenden.

Heute, wo ihr junges Herz vom Schmerz des Abschiedes erfüllt, konnte ihr keine größere Freude zu Theil werden, als diese frommen verständigen Vater-

worte. Sie beugte leise ihr Köpfchen auf seine Hand und sagte: „Du, Vater, Du, lieber guter Vater, wirst mich belehren können, wirst mit mir von Gott sprechen und mir sagen, wo und wie ich ihn am besten finde?"

Herr Wohlgemuth legte seinen Arm um ihre feine Taille und zog sie an sein Herz.

„Hast Du denn das Bedürfniß darüber belehrt zu sein?" fragte er verwundert und erfreut. „Ich habe bis jetzt geglaubt — und darin bin ich wahrhaftig ein Muhamedaner — Dein Geschlecht, von der Natur bestimmt für die Erfüllung kleiner und kleinlicher Pflichten, habe selten oder nie Sinn für etwas Höheres, und für die Religion eines Weibes und ihre geistigen Bedürfnisse reiche das stricte Auswendiglernen des lutherischen Katechismus mit den Hauptstücken, den zehn Geboten und dem überall dazu gehörigen: Was ist das? vollkommen aus." Dann streichelte er liebevoll ihre Wangen und sagte lächelnd: „Deine Pockennarben, die jetzt freilich kaum noch Dein Gesichtchen entstellen, sind für Dich vielleicht etwas sehr Nützliches gewesen, indem sie Schmeichelei und die daraus folgende Eitelkeit von Dir fern gehalten. — Aber giebt denn der Magister

Euch nicht ordentlichen regelmäßigen Religions-Unterricht?"

„Ach Papa," entgegnete Louise traurig, „wie kann wohl ein Mann Religions-Unterricht geben, der an all das, was er lehrt, nicht glaubt! Der Magister giebt uns schon Religionsstunden, aber ich bin nach jeder derselben so müde, als hätte ich an einem Strick ziehen müssen, den jemand anders, der stärker ist als ich, unaufhörlich nach der entgegengesetzten Seite zieht, und dabei habe ich dann noch das unangenehme Gefühl, trotz all meiner Anstrengungen und den vielen Schritten, die ich vorwärts mache, immer ganz genau auf demselben Punkte geblieben zu sein. Es sind mir diese Stunden etwas so Trostloses, so Peinigendes, daß ich mir schon oft vorgenommen habe, gar nicht mehr zuzuhören und meine Gedanken für mich allein auf Gott zu richten. Aber das geht nicht, er spricht so klug der Magister, daß mich seine Worte interessiren, schon weil sie mich ärgern und kränken und ich so gern ihm beweisen möchte, daß er Unrecht hat."

„Ich wollte, ich selbst hätte Zeit Dich zu unterrichten," sagte Herr Wohlgemuth nachdenklich, „jetzt da ein Zufall mir Gelegenheit giebt mit Dir, Du herziges Kind, zu sprechen, fühle ich, daß es eine

der ersten Vaterpflichten ist, die Herzen der Kinder zu Gott zu führen. Besonders jetzt in diesen Zeiten, wo Spott über das Heilige für Weisheit und Witz gilt. Leider sind die Arbeiten für die Herbeischaffung des täglichen Brodes, das Nachdenken über die Mittel, eine Familie zu erhalten, so zeitraubend in diesen kriegerischen und traurigen Verhältnissen, daß sie meine ganze Kraft in Anspruch nehmen; aber ich will denn doch künftig daran denken, liebes Kind, und es möglich zu machen suchen, wenigstens wöchentlich ein Paar Stunden auf einem Spaziergang mit Dir mich zu unterhalten und Dich zu lehren, Gott zu suchen wo er gewiß und unfehlbar zu finden ist — in der Natur."

„O Papa," rief Louise freudig, „wie glücklich machst Du mich durch das Versprechen, wie werde ich Dir dafür danken können! Ach so lange ich denken kann, ist mir zu Muthe, als sei ich nur dazu auf der Welt um Gott zu suchen, als würde, wenn ich Ihn gefunden, kein Schmerz, kein Kummer, keine Sehnsucht mehr für mich existiren und alles in mir und um mich Licht und Befriedigung sein."

Der Vater griff mit der Hand unter Louisens Kinn, hob ihr Köpfchen in die Höhe und küßte sie liebevoll auf die reine Stirn.

„Dein ahnendes Herz mag hierin Recht haben,“ sagte er innig; „Gott finden heißt den Frieden, die Ruhe, die innerliche Freudigkeit finden, die nichts äußerliches zu trüben und zu stören vermag. Was ist Gott? die Ordnung, die Zweckmäßigkeit, die Schönheit, die Liebe, von der das Weltall erfüllt, durch die es beseelt ist. Die Ordnung, die Schönheit, die Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit des Weltalls finden wir bei einigem Nachdenken in der erschaffenen Natur, die Liebe aber finden wir in ihr weit schwerer; denn auch wir Menschen gehören ja zum großen Ganzen dieser sichtbaren Welt, ja wir sind gewöhnt uns als den Mittelpunkt derselben anzusehen. Schuld, Schmerz, Qual und Tod treten uns aber in der Menschenwelt so oft und so fürchterlich entgegen, daß wir beim Anblick derselben nicht den Begriff der Allmacht und Liebe Gottes vereinen können. Wer nicht in Demuth einsieht, daß er auf einem zu niedrigen Standpunkt der Erkenntniß steht, um das Ganze der Welt übersehen und beurtheilen zu können, der kann in dem Gott, den er aus der Betrachtung der Welt erkennt, nur die eiserne liebeleere Nothwendigkeit finden und die Nothwendigkeit ist — furchtbar. Wir sehnen uns nach dem liebenden Gott, seiner bedürfen wir in den Schmerzen und Kümmernissen

des Lebens, aber — eben darum, meine Louise, eben darum, weil wir seiner bedürfen, existirt er auch. Wer selbst liebt, aus Grund seiner Seele, bedarf keinen weitern Beweis für die Liebe Gottes, er trägt ihn in der eigenen Seele. Was kommen mag im Leben, das schlimmste, furchtbarste: das liebende Menschenherz hat die Kraft jedem Leid zu widerstehen. Es liegt ein tiefer Sinn in den christlichen Lehren und keine davon ist schöner und erhabener als die: Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm."

„Vater! Vater!" sagte Louise, „o Vater, wie machst Du mich heute so glücklich! wie werde ich so lange ich lebe dieses Tags gedenken, er ist mir wie ein neuer Geburtstag, denn ein neues Leben und ein viel glücklicheres beginnt für mich mit ihm."

„Auch für mich vielleicht, mein liebes Kind," sagte Herr Wohlgemuth, „ich habe wohl auch bisweilen die Sehnsucht nach einem Wesen, das meine Gedanken versteht und meine Gefühle theilt; heute habe ich es gefunden, gefunden in meinem Kinde."

„Ich möchte Dir jetzt etwas sagen, mein Vater, etwas, das ich sonst nie auszusprechen gewagt hätte; darf ich, Vater?"

„Sprich, mein liebes Kind."

„Vater, ich bin noch so jung, an Jahren fast noch ein Kind und doch habe ich ohne Deinen Rath, ohne Deine Billigung versprochen, in Zukunft die Frau des Fritz Treufeldt zu werden und nie einen andern als ihn zu heirathen."

„Du! Du mein Kind?"

„Ja Vater! bist Du darüber erzürnt?"

„Nein, meine Tochter, aber ich fürchte, daß dieß Versprechen ein kindisches und voreiliges sein dürfte. Noch kennt Ihr beide so wenig vom Leben! Ihm und auch Dir kann das Glück in einer andern glänzenden Gestalt entgegentreten; ihr seid beide den Jahren nach Kinder, kennt nicht die Macht der Leidenschaft, den Einfluß von Rang, Reichthum und Verhältnissen. Eine Ehe, die vielleicht später nur geschlossen wird, um ein kindisches Versprechen zu erfüllen, dürfte Euch allzu schwere Pflichten auferlegen."

„Vater," sagte Louise und legte ihren Kopf an Wohlgemuths Brust, „wir versprachen uns, im Leben und Tode einander zu gehören, als wir dem Tode sehr nahe waren, als wir beide glaubten, daß er in wenigen Stunden kommen müsse; lieber Vater, jene Tage der Angst haben mich älter gemacht, als die übrigen Jahre meines kurzen Lebens. Jetzt, da ich Dir gesagt habe, wie lieb wir uns haben, ist

mir aber erst recht wohl, mir ist zu Muthe, als wenn ich von Fritz nicht getrennt sei, als wenn ich ihm jetzt ganz und gar erst gehörte; Du weißt von allem und hast uns lieb."

Herr Wohlgemuth ließ sich von seiner Tochter jetzt alles erzählen, er durchlebte mit ihr und dem Jüngling die Stunden der Todesangst und sagte, als sie zu sprechen aufhörte, gerührt:

„Wohl wohl, mein Kind, wenn Treufeldt Dich lieb behält, wenn er sich in einigen Jahren eine Stellung erringt, die es ihm möglich macht, für eine Familie zu sorgen, so wird er mir ein lieber Sohn sein. Du aber, Louise, hast jetzt doppelt Grund an Deiner Ausbildung zu arbeiten, lerne Alles was Du zu lernen nur irgend Fähigkeit und Gelegenheit hast; ein gebildeter Geist bei einer Frau ist ein weit größerer Schatz für den Gatten als Schönheit, denn diese währt nur kurze Zeit, während jener das ganze Leben verschönt und den Tod überdauert."

Unter diesen Gesprächen verging den beiden Reisenden der Tag, der von Stunde zu Stunde schöner und klarer wurde. Um eilf Uhr Nachts langten sie in der alten Heimath an, Vater und Tochter so heiter und glücklich, wie es nur Menschen sein können, die sich in Liebe gefunden.

Madame Wohlgemuth und Lydia waren noch wach und in eifriger Unterhaltung mit den französischen Officieren. Vetter Wilhelm war bereits mit dem Magister in sein Zimmer gegangen, statt seiner saß der Kantor neben Lydia und führte allerlei seltsame und zärtliche Reden.

Louise war sehr ermüdet und auch durchaus nicht in der Stimmung, unter fremden Menschen Gespräche über nichtige Dinge zu hören. Nachdem sie also ihrer Mutter Hand geküßt und die französischen Gäste artig begrüßt hatte, ging sie hinauf in ihr Stübchen. Es war so still und friedlich in dem kleinen Raum. Der abnehmende Mond stieg langsam am Himmelsgewölbe empor und übergoß mit seinem trauten Lichte die liebe heimathliche Gegend. Sie stand am Fenster, schaute hinaus in die liebe Sommernacht und betete. Nicht daß sie Gott um irgend etwas bat, sie vertraute trotz ihrer großen Jugend zu fest auf die Weisheit, Allmacht und Güte des Ewigen und war auch im Grunde ihres Herzens bis zu dieser Stunde ihres Lebens zu glücklich gewesen, so daß sie die tiefe und heilige Bedeutung jener Bitte: ‚Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden,' sehr wohl faßte. Aber sie dachte an Gott, sie fühlte sich und alle die,

welche sie liebte, in seiner Obhut, und Ehrfurcht und Freude erfüllten ihr Herz bei dem Gedanken an den Ewigen. Mit dem leisen seligen Bewußtsein, daß nur Gutes, nur das Beste aus Gottes Vaterhänden kommen könne, mit Freude über die Liebe ihres Vaters und kindlicher Anhänglichkeit an ihren fernen jungen Freund, sank sie leise und allmählig in die Arme des Schlafes, den kein böser Traum, kein schmerzlicher Gedanke störte.

Sie erwachte über einem eigenthümlichen Geräusche. Es war als höre sie heftig und krampfhaft schluchzen. Es war dunkel im Zimmer, denn sie hatte die Gardinen niedergelassen und selbst dem bleichen Mondlicht den Weg in den friedlichen Raum versperrt.

„Wer ist hier? wer weint hier?" fragte sie mit einiger Angst.

„Ich bin's, Louise, ich, o mein Gott!" antwortete Lydia unter heftigem Weinen.

„Du weinst, Schwester, liebe Schwester, was ist Dir?"

„Gott! Gott! Louise, unser Vater, unser armer Vater, o und wir, was wird aus uns werden, wenn er hinweg geführt und vor Gericht gestellt wird."

Louise glaubte zu träumen. „Der Vater, unser

Vater soll weggeführt werden? vor Gericht? liebste Lydia, das kann ja gar nicht möglich sein!"

„Doch, doch, ach Du mein Himmel, das kommt davon, daß er immer sich um Dinge kümmerte, die ihn eigentlich gar nichts angingen. Er war es stets, der bei allen Gelegenheiten alles was gefährlich war auf seine Kappe nahm, aus Patriotismus — was man von dem hat, das sehen wir nun. Ach der arme arme Vater. Er ist in seiner Stube eingeschlossen und zwei Franzosen sind bei ihm, während er noch etwas in seinem Testament ändert und anders niederschreibt. Auch vor beiden Thüren stehen Wachen und unter seinem Fenster ebenfalls."

Louise war schon aus ihrem Bette gesprungen und hatte einige Kleider übergeworfen. „Aber was ist denn geschehen, was hat er denn verbrochen? oder vielmehr was wird ihm Schuld gegeben? denn verbrochen, das weiß ich wohl, hat unser Vater nichts!"

„O doch, Louise, doch, das heißt in den Augen dieser Franzosen. Es ist wegen des Geldes, das er nun schon seit längerer Zeit immer in Empfang nimmt und an die preußischen Behörden abliefert. Das darf er nicht.

„Seit dem Augenblick, daß der erste Franzose hier einrückte, waren die Kassen verpflichtet alle ihre Ein-

nahmen an den französischen General zu zahlen, und zumal jetzt. Dieser Ort ist ja seit dem Frieden gar nicht mehr Preußen, das Geld hat unser Vater also geradezu gestohlen, den Franzosen freilich, oder den Polen — was weiß ich, — aber jedenfalls gestohlen und dafür wird er nun in ein Gefängniß gebracht werden, wohin, wissen wir alle noch nicht; der General sagt es auch niemandem, er weiß es selbst vielleicht noch nicht. Morgen ganz in der Frühe wird der arme Vater abgeführt, Gott, und was wird denn aus uns? Die Mutter sagt, daß es mit unserm Vermögen ganz schlecht stände, daß wir eigentlich nichts mehr hätten als das Gut, auf dem so viel Schulden sind und das jetzt in diesen schlechten Zeiten gar nichts werth ist; mein Gott, mein Gott, was wird aus uns?"

Louise war ans Fenster getreten. Ihr Herz zitterte bis in seine tiefsten Tiefen. Ihr Vater, ihr lieber Vater wurde von ihr gerissen, der Vater, den sie eigentlich jetzt erst gefunden, jetzt erst würdigen gelernt hatte. „Gott will auch das! denn ohne seinen Willen fällt kein Vogel vom Himmel, kein Haar von unserm Haupte," sagte sie sich selbst. Sie litt, sie litt schmerzlich, aber es war keine Bitterkeit in diesem Leiden, sie konnte neben dem Schmerz

ganz deutlich denken, daß auch dieß, was ihr jetzt so schrecklich, so traurig erschien, nothwendig und nützlich, daß es mit einem Worte ein Ergebniß des göttlichen Willens sei.

„Unser Vater hat seine Pflicht gethan als Mann und als Unterthan seines Königs," sagte sie ruhig, „und wir können stolz darauf sein. In diesen Zeiten, wo so viel Treulosigkeit, so viel Verrath und Feigheit an allen Orten sich gezeigt haben, ist eine Handlung wie die unsers Vaters wie das Aufblitzen eines Sternes in einer trüben Winternacht. Wenn er leidet und wenn wir mit ihm leiden, so liegt darin ein Trost. Ich möchte nicht die Tochter eines der Festungs-Commandanten sein, welche die ihnen anvertrauten Plätze ohne Gegenwehr, ohne Schwertschlag, abgegeben haben; aber die Tochter unseres Vaters bin ich mit stolzer Freude. Treffe uns was da will, ich werde es gern ertragen in dem Gedanken, daß ich wegen meines Vaters Tugend und Rechtschaffenheit leide."

„Du redest wie ein Kind, das Du auch noch bist," sagte Lydia bitter. „Du weißt nicht was Noth und Armuth ist; wenn man nicht weiß, wovon man leben soll und wenn wir vielleicht für Geld nähen müßten, wie ganz arme Mädchen, dann würdest

Du sicherlich nicht so von Tugend und dergleichen sprechen. Ich wollte, Vater hätte es gemacht, wie alle andern und könnte bei uns bleiben und nach seiner Wirthschaft sehen."

Louise kannte den Ideengang ihrer Schwester nur zu wohl, sie machte also gar nicht mehr den Versuch sie auf andere Gedanken zu bringen, sondern schwieg eine Weile und fragte dann: „Aber wie um Gottes Willen hat denn der General jetzt mit einem Male erfahren, wovon er so lange doch keine Ahnung gehabt haben kann?"

„Ach Jesus, das ist auch etwas ganz sonderbares, ganz erschreckliches. Der Kantor hat es dem General verrathen, der Kantor, denke nur, mir ist das ganz unbegreiflich."

„Erzähle mir das," sagte Louise ruhig und gefaßt.

„Ja wie soll ich Dir das so genau erzählen; der Kantor ist seit einiger Zeit schon so wunderlich, so ganz anders wie andere Leute. Er ist in mich verliebt, sagt die Mutter, nun meinetwegen, das kann er ja sein, aber stelle Dir vor, heute Nachmittag kommt der alte Prediger zur Mutter und bittet sie um eine Unterhaltung unter vier Augen. Ich blieb aber im Nebenzimmer, ich wollte gern hören was der vorhatte.

So denke Dir, er sagt: Aber meine beste Madame Wohlgemuth, es ist ja ganz unmöglich, daß ich meinen werthen Freund, den Herrn Wohlgemuth, und ihre älteste Demoiselle Tochter künftigen Sonntag schon von der Kanzel als ein Brautpaar proclamiren soll, es geht durchaus nicht, denn die Demoiselle ist ja noch nicht confirmirt und so eigentlich noch als ein Kind zu betrachten. — Den Kantor und meine Lydia? fragt die Mutter ganz entsetzt und ich denke ich soll außer mir kommen, vor Lachen und auch vor Aerger; aber mein Himmel, Herr Prediger, wer hat denn das gewollt oder gewünscht? — Nun ich denke doch, entgegnet der Alte ganz verdutzt, daß Ihr Herr Vetter mit Ihrer Billigung und Bewilligung eine Ehe mit der Demoiselle zu schließen beabsichtigt, er selbst bestellte heut ganz in der Frühe die Aufbietung. — Da muß er geradezu verrückt geworden sein, sagte die Mutter, es ist von dergleichen nie bei uns die Rede gewesen, und wenn auch meine Lydia erwachsen und eingesegnet wäre, so könnte es uns doch wahrhaftig nicht einfallen, sie einem Manne zu geben, der so arm, so wunderlich und so wenig liebenswürdig ist, wie der Kantor Wohlgemuth. Lydia ist für andere Verhältnisse erzogen und denkt nicht an den Narren. — Meine werthe Madame, sagte der Alte, ich bitte

tausendmal um Verzeihung; ich werde gleich mit meinem Freunde und Collegen Rücksprache nehmen. Es muß die ganze Sache wohl auf einem Irrthume beruhen, entschuldigen Sie mich also, wenn ich bitten darf. — Damit ging er. Eine Stunde darauf kam der Kantor. Nun sagen Sie mir, ob Sie toll geworden sind? fragte meine Mutter ärgerlich sobald sie ihn nur sah; Sie haben Ihre Aufbietung mit Lydia bestellt? — Ich? er erschrack und wurde bleich. Ich Cousine, Sie scherzen, wann sollte dieß geschehen sein? — Heute früh, wenn Sie es nicht gethan, so ist wahrlich der alte Prediger verrückt geworden. — Er starrte vor sich hin. Ja ja, sagte er, einer ist verrückt geworden, jedenfalls, Cousine! jedenfalls, Gott steh uns bei. — Er setzte sich dann zu uns und blieb eine lange lange Weile stumm wie ein Oelbild. Später kamen die Officiere in unsere Wohnstube, da fing er an zu sprechen, er kam aus dem Hundertsten auf das Tausendste, es war gar kein Sinn und Verstand in dem, was er zum Vorschein brachte, es klang ordentlich ängstlich. Es ging den ganzen Abend so bis Vater endlich nach Hause kam. Sobald Du zu Bette gegangen, merkte der auf den Unsinn des Kantors und war förmlich erstaunt und erschrocken. Wie er so recht tolles, närrisches

Zeug schwatzte, legte Vater ihm die Hand auf die Schulter und sagte: Aber Kantor, was ist Dir denn, was hast Du denn, machst Du thörichte Scherze oder bist Du krank, Mensch? — So wie er das hört, der Kantor nämlich, steht er auf, fällt dem Vater um den Hals, weint und jammert und sagt endlich: Denke nicht, daß ich toll bin, ich kann es werden, noch aber habe ich mein Bißchen Verstand beisammen; sieh ich weiß alles, alles was um mich vorgeht, ich kenne Euch alle. Du bist Anton, ein so herzensguter und braver Mensch als nur jemals einer auf Erden gelebt hat. Du kommst von Tilsit und hast an den Minister Stein die letzte Geldsumme eingeliefert, die Du noch von den geretteten Kassenbeständen in Händen hattest. In Deiner Brusttasche stecken die Quittungen, die Du zu Deiner künftigen Legitimation erhalten. Dieser Mann hier ist ein französischer General, halb und halb ein rechtschaffener Kerl; dieser Officier ist ein elsassischer Hund, zu den deutschen Lumpen gehörend, die mit diesen Franzosen zusammenhalten und ihre Landsleute und Brüder ruiniren. Das hier ist Deine Frau, Deine eitle und leichtsinnige Frau, und dieß ist Lydia, das schönste Geschöpf auf Gottes Welt, schöner als die Königin Louise, schöner als das schönste Marmorbild, die Engel können nicht schöner

sein als dieß Mädchen, und im Vertrauen, wenn mir's gelänge eine Seele in sie hinein zu bringen, eine Menschenseele, fähig zu denken und zu lieben, dann wäre sie ein Engel, mein Engel, Anton! Anton! hilf mir dabei! — Kaum hatte er das gesagt, so schlägt er die Hände vors Gesicht, schreit überlaut und wirft sich zu Boden. Hier ist ein Unglück geschehen, ein schreckliches Unglück, sagte der Vater, der so bleich geworden war wie ein Tuch; mein armer Verwandter spricht irre, und wenn er nicht ein Nervenfieber hat, so ist er wahnsinnig. — Der Kantor lag indeß auf der Erde, schrie, stieß mit Händen und Füßen um sich und der Schaum stand ihm vor dem Munde. Es war ganz gräßlich. Niemand konnte ihn beruhigen und bändigen, er war wie ein wildes Thier und so ließ der General, der immer ganz ruhig geblieben, sechs französische Soldaten herauf commandiren, die haben ihn endlich überwältigt, festgehalten, gebunden und in die Unterstube gebracht; horch! Du kannst ihn in der Nachtstille toben und brüllen hören!"

„Und der Vater? der Vater?" fragte Louise mit bitterer Todesangst.

„Herr Gott, ja, ich bin so erschrocken, daß ich Alles und Alles vergesse. Ja nachdem der Tolle

hinweggebracht, wollte der General in sein Zimmer gehen, der elsasser Officier aber, der Lieutenant Dreigart, sagte: Ich glaube, daß es unsere Pflicht ist uns nach dem zu erkundigen, was der erkrankte Mann in Bezug auf den Hausherrn ausgesagt. Der Herr General spricht so wenig deutsch, daß er wohl die Anschuldigung gegen denselben nicht verstanden. — O doch, doch! fällt ihm der in die Rede, ick mir denken was ein Rasender sagt, ist keine Anklage. — Dafür halte ich es auch nicht, entgegnet der abscheuliche Dreigart, aber der Herr General wissen selbst, daß von den Kassen in dieser Gegend durchaus nichts in die Hände Sr. Majestät des Kaisers gekommen ist; jemand muß dabei seine Hand im Spiele haben, und wenn der Herr Wohlgemuth, wie ich gar nicht zweifle, unschuldig ist, so wird er uns gern die Papiere zeigen, die Quittungen von dem Minister sein sollen, den Sr. Majestät des Kaisers ausdrücklicher Befehl aus dem preußischen Cabinet entfernt hatte. — Der Vater stand auf, als er das hörte, auf seiner Stirn klopfte die volle Zornader, er trat an den elsassischen Officier hinan und sagte: Deutschland wird immer unter den Händen seiner Feinde bluten und verbluten, weil die Deutschen selbst sich unter einander verrathen. Ich habe, als ich meinem Lande

die königlichen Kassen rettete, meine Pflicht gethan, Herr General von Vattier hat dieß in seinem Herzen anerkannt und gethan, was in seinen Kräften stand, um mich zu retten, ich lege mein und meiner Familie Zukunft in die Hände dieses Ehrenmannes, hier sind die Papiere. — Damit kehrte er dem Dreigart den Rücken, trat zu dem General und überreichte diesem die Quittungen. Der General war ganz betrübt, er versicherte den Vater in den verbindlichsten Ausdrücken seiner Theilnahme, sagte ihm aber auch, daß er nun nicht anders könne als ihn arretiren und bewachen lassen. Ach, ich fürchte, es geht dem Vater ans Leben, und wir, was machen wir ohne ihn? Die Mutter ist keine Landwirthin, das weißt Du, sie ist auch dazu gar nicht erzogen."

So jammerte und klagte Lydia fort und fort, und während dessen kleidete Louise sich an, verließ das Zimmer und ging, um wenigstens den Versuch zu machen, zu ihrem Vater zu kommen.

Die Wache an der Zimmerthür ließ sie ohne Anstand eintreten. Der General hatte befohlen, die Familie frei mit dem Gefangenen verkehren zu lassen, jedoch ihm die Flucht unmöglich zu machen.

„Du bist's, Louise, mein liebes Kind," sagte Herr Wohlgemuth, herzlich erfreut, als das junge

Mädchen sich zu ihm geschlichen und neben seinem Stuhle hingekniet hatte, „aber Du solltest eigentlich schlafen, um Kraft zu haben beim Abschiede.“

„Ich bin stärker als Du denkst, mein Vater,“ entgegnete sie, „und vielleicht kann ich Dir jetzt in dieser Leidenszeit nützlich sein.“

„Gewiß, mein Kind, das kannst Du. Es scheint mir, daß Du ruhig und gefaßt bist, und hoffentlich wird es Dir trotz Deiner Jugend möglich sein, meine Rathschläge und Anordnungen zu fassen und über ihrer Ausführung zu wachen. Deine arme Mutter ist so vom Gram hingerissen, daß sie unfähig ist irgend etwas zu thun, und so ist mir's denn lieb, daß sie meinem ernsten Befehl folgend sich niedergelegt hat, vielleicht giebt ihr Gott die Wohlthat des Schlafes.

„Ich habe bei dem was ich that und was zu thun ich für meine Pflicht hielt, stets an die Möglichkeit eines solchen Ausganges gedacht und daher meine Angelegenheiten geordnet. Der Vetter Deiner Mutter, Herr von Itzstein, wird sich, während ich von Euch getrennt bin, jedenfalls Eurer annehmen; auch Vetter Wilhelm, der viel Anhänglichkeit an Euch zeigt, wird Euch seinem Vater empfehlen. Euren Aufenthalt nehmt Ihr in der ersten Zeit in Elbing, meiner Vaterstadt. Dort findet Ihr Anver-

wandte, die Euch schützen werden, das Gut hier nimmt Fürst Subow vor der Hand jedenfalls in Pacht und von dem Ertrage der Pachtgelder werdet Ihr zwar eingeschränkt, aber ohne Noth leben können; der Fürst hat mir das schon vor längerer Zeit versprochen. Mein Geschick möge Euch keine zu große Sorge machen. Ich werde als Gefangener irgend eine französische Festung bewohnen. Meine Kenntniß der Sprache wird mir dabei sehr zustatten kommen, und ewig wird die Herrschaft dieser Franzosen auch nicht dauern. Vergiß nicht, meine Louise, daß, wenn das Vaterland einst frei wird, auch ich es werde, hoffe auf Gott, der nichts geschehen läßt, was nicht zu unserem wahren Besten dient, sei eine Stütze Deiner Mutter, eine Freundin Deiner Schwester und denke an Deinen Vater mit Liebe. Für den Fall, daß ich fern von Euch sterben sollte, habe ich schon vor längerer Zeit meinen letzten Willen aufgesetzt, und Herr von Vattier, der ein Ehrenmann ist, wird dafür sorgen, daß derselbe dem Kreisgericht in Tilsit übergeben wird. Eins beunruhigt mich nun schrecklich, und das ist das Geschick meines armen Verwandten, der mich im Zustande der Geisteskrankheit verrieth; er ist jedenfalls wahnsinnig, vielleicht für immer, sein Amt, das ihn bisher ernährt, verliert

er, in der Gegend hier ist er fremd; es wäre mein Wunsch, daß der Unglückliche, der sonst betteln müßte, bei Euch bleibe, daß Ihr Euch seiner annähmt, jeder lichte Augenblick wird ihm durch die Erinnerung an das Elend, das er angerichtet, verbittert werden, und nur wenn er sieht, daß Ihr ihm vergeben habt, daß Ihr ihn als Verwandten betrachtet, wird er sich mit der Zeit beruhigen."

„Ich werde den armen Kantor pflegen, Vater, verlaß Dich darauf," sagte Louise, „er soll an meinem Thun niemals fühlen, daß er so unglücklich war, uns den Vater zu rauben."

„So recht, mein Kind," sagte Herr Wohlgemuth, das leise weinende Mädchen in seine Arme schließend, „und nun hilf mir noch diese Papiere ordnen, suche die Wäsche und die nothwendigen Kleidungsstücke zusammen und besorge für uns Kaffee. Es ist drei Uhr, schon graut draußen der Tag, um acht spätestens werde ich von hier fortgeführt — ach wie lieb wäre es mir, wenn Deine arme Mutter in diesem für sie so schrecklichen Augenblick die Wohlthat des Schlafes genöße. Ist es vorüber, wird die Zeit das ihre thun sie zu beruhigen."

Zum Erstenmale in ihrem Leben empfand Louise, daß es kein Leid giebt, dem Liebe und Vertrauen

nicht eine Süßigkeit beimischen können, deren Dasein man in den gewöhnlichen sogenannten glücklichen Lebenstagen gar nicht ahnt.

Sie erfüllte alle ihr gewordenen Aufträge mit einem Gefühl der Freude über die Liebe ihres Vaters, die ihre Seelenkräfte stärkte und erhöhte, und als der Sommermorgen golden in die Fenster schien, saßen Vater und Tochter ruhig, fast fröhlich, bei ihrem Frühstück und sprachen hoffnungsvoll von der Zeit des Wiedersehens.

Um sieben Uhr erschien der französische General bei dem Gefangenen und eine Viertelstunde später saß Herr Wohlgemuth mit zwei französischen Soldaten im Wagen, der ihn ins Hauptquartier nach Berlin führen sollte.

„Sei eine Stütze Deiner Mutter, mein starkes, mein verständiges Kind!“ waren die letzten Worte des scheidenden Vaters gewesen, als er seine Hand segnend auf Louisens jugendliches Haupt gelegt.

Sie konnte nicht sprechen, die Lippen bebten ihr und ihre Brust war wie von einer Bleilast gedrückt; aber sie sah ihn an und in ihrem Blick lag der Schwur, alle ihre Kraft aufbieten zu wollen, um das Vertrauen, das der Vater in sie setzte, zu rechtfertigen.

Neuntes Capitel.

O selig, wer entbehren und dulden schon im Lenz des Lebens lernt,
Er lernet früh des Herzens Blüthen pflegen,
Die ihm des Lebens Dürre nicht gewährt.
Zacharias Werner.

Die Lage der Familie Wohlgemuth war durch das Unglück, das sie getroffen, plötzlich und wie mit einem Zauberschlage verändert.

Madame Wohlgemuth war erkrankt und lag mehrere Tage in völliger Bewußtlosigkeit. Als sie sich erholte, war der heftigste Trennungsschmerz überwunden und sie konnte ruhig von dem Unglück, das sie betroffen, sprechen und die Anstalten zu ihrer Abreise nach Elbing treffen.

Der Maler Treufeldt war der Vermittler zwischen ihr und dem Fürsten Subow, und die Pachtbedingungen wurden zur völligen Zufriedenheit festgestellt, dann ging es ans Packen einiger, an den Verkauf anderer Möbel und Geräthschaften. Die Zimmer, sonst der Sitz heitrer Geselligkeit, wurden leer und sahen unheimlich und verwüstet aus; Stühle kehrten die mit Stroh bewickelten Beine gen Himmel, Kisten und Kasten standen bald leer, bald gefüllt

auf den Dielen, die Uhren standen, weil sie verpackt werden sollten, Stroh und Heu lag auf den Treppen und Gängen. Alles im Hause war so verändert, daß der Blinde keinen Schritt ohne Führer gehen konnte und daher mußte Magister Fisch alle seine früheren Lieblingsbeschäftigungen aufgeben und sich seinem Zögling widmen; denn Louisens Zeit war durch tausend Arbeiten, die sich in dieser allgemeinen Unruhe für sie fanden, vollständig in Anspruch genommen.

Louise, sonst im elterlichen Hause unbedeutend und für nichts geachtet, hatte jetzt in der Zeit der Noth und Anstrengung plötzlich einen Wirkungskreis und einen Einfluß erlangt, der weit größer war als man es nach ihrer Jugend erwarten durfte. Madame Wohlgemuth, gewöhnt an die Bequemlichkeit, eine Autorität neben sich zu haben, auf deren Ausspruch sie sich in jedem Fall verlassen konnte, erhob, von ihrem Gatten getrennt, ihre jüngste Tochter, die ihr sonst so fern gestanden, plötzlich zu derselben und legte auf die schwachen Schultern eines Kindes dadurch die Last der Verantwortlichkeit, die bis dahin ein kluger und starker Mann getragen.

Louise fühlte dieß, sie fühlte es oft mit Seelenangst. Sie mußte aus der Kassa die Zahlungen

leisten, das einkommende Geld in Empfang nehmen, Briefe an Verwandte in Elbing schreiben wegen einer Wohnung, mit dem Schiffer, der die Möbel aufnehmen sollte, unterhandeln, Buch führen und noch tausend andere Dinge thun, die niemand anders thun wollte oder konnte.

Schon acht Tage nach Herrn Wohlgemuths Abführung erhielt das französische Armee-Corps, das noch in Neu-Ostpreußen stand, den Befehl zum Abzuge, und Herr von Vattier und seine Officiere trennten sich von der Familie mit dem festen Versprechen, alles was nur irgend möglich zu thun, um das Geschick des Vaters zu erleichtern.

Madame Wohlgemuth sah die französischen Officiere nicht mehr, sie lag noch krank bei ihrem Abzuge, und die klingende Militärmusik vermischte sich mit ihren Fieberträumen.

Sie war nach der Trennung von ihrem Gatten überhaupt nicht mehr die Frau, die sie früher gewesen. Eine Aengstlichkeit hatte sich ihrer bemächtigt, die sie fast zu jeder selbstständigen Handlung unfähig machte und nur Eins lag ihr noch sehr am Herzen: die Freude und Bequemlichkeit ihrer ältesten schönen Tochter. Für Lydia dachte, sorgte, schaffte sie, während sie es ganz in der Ordnung fand, daß die

zwei Jahre jüngere Louise Arbeiten übernahm, die die Kraft eines thätigen und intelligenten Mannes vollständig in Anspruch genommen hatten.

Vetter Wilhelm leistete ihr nach Kräften Beistand.

Der Blinde war ein ausgezeichneter Kopf, die Natur hatte ihm, gleichsam als Ersatz für den ihm fehlenden Sinn, eine Verstandesschärfe, Aufmerksamkeit und Combinationsgabe verliehen, die fast fähig waren ihm das Augenlicht zu ersetzen, und sein Wunsch, sich in der jungen Louise eine Gattin zu erziehen, machte ihn gegen diese gefällig und aufmerksam. Alle Geisteskräfte des Blinden standen gleichsam im Dienste von Louisens hellen Augen. Er erklärte ihr was sie sah und wußte stets seine Bemerkungen ihrer Verstandeskraft anzupassen. Sie traute daher auch in allen Dingen, die das gewöhnliche Leben betrafen, dem blinden Vetter vollkommen, die Gefühle ihres Herzens hielt sie dagegen vor ihm ziemlich verborgen. Sie wußte aus Erfahrung, daß er es liebte, das kalte Wasser seines Egoismus und seiner Zweifelsucht auf jede gen Himmel lodernde Flamme zu gießen.

Es wurde Herbst, ja der frühe Winter klopfte bereits mit bereiftem Finger an, ehe die verlassene Familie sich zu ihrer Uebersiedelung bereit gemacht.

In dieser traurigen Zeit hatten sie nicht einen einzigen Brief, keine, auch nicht die kleinste Nachricht von dem abwesenden Vater erhalten. Die Geisteskrankheit des armen Verwandten hatte sich völlig herausgestellt. Kantor Wohlgemuth war ein harmloser unschädlicher Wahnsinniger geworden. Er ging schwatzend und gestikulirend durch Garten und Haus, ließ sich gern mit kleinen häuslichen Arbeiten beschäftigen, indem er auf Befehl Holz und Wasser in die Küche trug, Schuhe und Messer putzte, Kleider ausklopfte, Holz sägte und im Garten grub.

War er in seinem Zimmer, so beschäftigte er sich mit Schreiben und zwar schrieb er Bogen nach Bogen und heftete später seine Scripturen in zierliche Actenstücke, die er in einem kleinen Repositorium aufbewahrte. Da fanden sich Acten, betreffend den Bau eines Proviant-Magazins, das man bei Annäherung des Feindes unter Wasser versenken könne; Acten, betreffend die Gründung einer Bank, aus welcher Jedermann ohne Ansehen von Stand und Vermögen Anlehen bis zu 100000 Thaler erhalten könne, und ähnliches.

Diese Beschäftigungen zerstreuten ihn und gaben ihm das beglückende Gefühl eigner Wichtigkeit. So ließ man ihn denn gern gewähren und Madame

Wohlgemuth war auch fest entschlossen, sich niemals von dem Unglücklichen, der ihr den Gatten geraubt, zu trennen, wie es der Wunsch und Befehl dieses theuren Gatten gewesen.

An einem schönen klaren Octobertage verließ die Familie ihre alte Heimath.

Fürst Subow hatte den Abgehenden einen großen Wagen und vier Pferde bis Tilsit gegeben. Madame Wohlgemuth und Lydia saßen auf dem Mittelsitze, Vetter Wilhelm und Louise rückwärts, Muhme Elsbeth beim Kutscher und Magister Fisch mit dem Kantor auf dem Hintergesäße.

Der alte Gottfried im blauen Mantel mit dem großen runden Hut auf dem schneeweißen Haar und seinem langen Stabe in der Hand begleitete den Wagen noch weit über Feld; Wasser, sein treuer Gehilfe, lief lustig bellend nebenher. Silberne Gewebe, von Thautropfen glitzernd, überzogen weit und breit die Stoppelfelder. Distelflöckchen, zierliche vielstrahlige Sternchen, flogen in der blauen Luft umher und hingen sich an die dunkeln Kleider der Reisenden. An den Bäumen der Landstraße waren nur noch spärliche, bräunlich, röthlich und golden schimmernde Blätter, aber hin und wieder prangte eine Eberesche mit dem korallenrothen Schmuck

ihrer reifen Früchte, und wenn der Wagen sich ihr näherte, so flogen Sperlinge, Stieglitze und Goldämmerchen zwitschernd von ihren Zweigen auf und wie ein dunkles Wölkchen vor dem rollenden Wagen her, bis sie sich allmählig zerstreuten. Von Zeit zu Zeit erblickte man zwischen den Hügeln, durch das klar gewordene Laub der Bäume, den Strom, auf dessen kräuselnden Wellen das Sonnenlicht in silbernen Sternen tanzte.

Die Fahrt ging den großen prächtigen Tannenwäldern zu, und ehe der mächtige Wagen in ihr majestätisches Dunkel aufgenommen wurde, sagte Gottfried seiner früheren Herrschaft „Lebe wohl," reichte Louisen noch einmal seine braune runzliche Hand zum Abschiede und kehrte um. Louise konnte lange lange noch die hohe Gestalt des Greises auf der Landstraße dahin schreiten sehen und in der herbstlichstillen Luft das Gebell des Hundes vernehmen. —

Da Fürst Subow in der Mitte des Weges Vorspann für die Reisenden gestellt hatte, so erreichte man Tilsit nicht zu spät, am andern Morgen sollte ein Frachtfuhrmann die Familie weiter befördern. —

Im Jahre des Herrn achtzehnhundert und sieben reiste man aber nicht wie heute zu Tage.

Von den Bequemlichkeiten einer Eisenbahn träumte

damals selbst der ausschweifendste Kopf noch nicht, auch gab es weder Chausseen noch Schnellposten. — Der Postwagen, ein riesiges Gebäude in Form eines ungeheuren Sarges, bewegte sich, auf vier Rädern und gezogen von so viel Pferden als ihn fortzuschleppen fähig waren, mit majestätischer Langsamkeit durch Dick und Dünn dem ersehnten Ziele entgegen. Die Zeit, wann er dasselbe erreichte, war stets unbestimmt und von Wind und Wetter abhängig. Ein Herbstregen konnte die Post drei Tage, der Eisgang konnte sie so viel Wochen aufhalten.

Passagiere fuhren selten, Damen fast nie mit der sogenannten ordinären Post; wer es möglich machen konnte, kaufte einen eignen Wagen und nahm Extrapostpferde; wer die bedeutenden Kosten dieses Reisemittels nicht zu erschwingen vermochte, benutzte Fuhrmannsgelegenheit. In diesem Fall befand sich auch die Familie Wohlgemuth.

Louise hatte schon mehrere Wochen vorher ein schriftliches Uebereinkommen mit Meister Wiese, dem besten Fuhrmann zwischen Tilsit und Königsberg, getroffen und alle Plätze in seinem Wagen waren zur Disposition der Familie.

Wir wollen den geneigten Leser mit der ausführlichen Beschreibung der achtzehn Meilen langen

und drei und einen halben Tag währenden Reise nicht behelligen und begnügen uns mit der Bemerkung, daß das Wiese'sche Fuhrwerk an einem hübschen sonnigen October-Nachmittage durch das Königsthor in der alten Hauptstadt Preußens seinen Einzug hielt und daß Lydia sowohl als Louise, die beiden Landmädchen, gar mächtig erstaunten über die schönen großen Häuser, die vielen Officiere und Soldaten, über die alten Kirchen, die schönen mit Bäumen bepflanzten Plätze, über die dreisten Studenten mit ihren Schlägern und Cerevis-Kappen, kurz über alles und jedes in der alterthümlichen Stadt. —

Die reisende Familie hatte in Königsberg ihre Gastfreunde, die sie erwarteten.

Der ältere Bruder des Herrn Wohlgemuth, der wie sein Vater sich dem Handelsstande gewidmet, war schon vor dem Beginn des Krieges als Bankdirector in Königsberg angestellt, und erwartete seine Schwägerin und deren Anhang in seiner eleganten Wohnung.

Es war drei Uhr, als der Wagen des Herrn Wiese vor derselben Halt machte und alsbald eilte der alte Diener Hausfeld die Treppe hinab und sein Herr folgte ihm in großer Aufregung und Geschäftigkeit.

Der Bankdirector Wohlgemuth hatte große Aehnlichkeit mit seinem jüngeren Bruder, nur war er weniger blühend als dieser, ein schlanker blasser Mann mit edeln Gesichtszügen und sanften blauen Augen. Sein dunkelbraunes, leicht mit Silberfäden gemischtes Haar war ohne Zopf und Puder, sein Anzug völlig modisch und fein.

„Erfreut, von ganzem Herzen erfreut, Sie, meine liebe Frau Schwester, nach so langen Jahren wieder zu sehen!“ sagte er, indem er seine weißen schlanken Hände in den Wagen streckte. „Sie haben schlimmes Reisewetter gehabt, böse Wege, schlechte Zeiten; ja ja schlechte Zeiten im Allgemeinen, diese Teufelsfranzosen, sie haben an allem Unheil in der Welt Schuld, ja ja!“

Während dessen hatte er mit seinem Diener alles gethan, um den Reisenden aus ihrer schwankenden Arche auf die terra firma zu helfen und wirklich gelang es ihrer vereinten Geschicklichkeit, zu der sich noch die Umsicht und Beihilfe Meister Wiese's gesellte, Eines nach dem Andern aus den Mänteln, Fußsäcken, Rockelors und den übrigen zur Zeit gebräuchlichen Umhüllungen zu schälen.

Eine wunderliche Gesellschaft!

Madame Wohlgemuth, die noch jugendliche sehr hübsche Frau, zwischen ihren beiden Töchtern, von denen

die ältere eine blendende Schönheit, die jüngere trotz ihrer Pockennarben ein liebliches Geschöpfchen, machten freilich einen sehr angenehmen Eindruck auf den reichen Schwager und Onkel. Nun kam aber die dicke, grauhaarige, zahnlose, unterthänig knixende Muhme Elsbeth in ihrer altmodischen elbinger Bürgerhaube von schwarzem Moor mit weißen gesteiften Flügeln an jeder Wange, mit dem hundertfaltigen Rock und der Schößchenjacke, den Hackenschuhen und den Filethandschuhen mit eingestickten Blumen, die sich wie ein Gebirg aus dem Winterschnee aus einem ungeheuren weißen Kaninchenpelz entwickelte. Magister Fisch, lang, blaß, mit spitzen Zähnen, gepudertem Haar und loser Halsbinde schälte sich aus einem ungeheuren braunen Rockelor und half dem Blinden, den er unvorsichtig aufstellte, so daß derselbe sich tief und gentil verneigte, indem er dem Wirth dabei den Rücken wendete. Als er die Stimme desselben mit einem artigen: „Seien Sie mir willkommen, Herr Vetter von Itzstein!" hinter sich vernahm, wendete er sich rasch um und zeigte sein furchtbar entstelltes Gesicht zerfetzt, vernarbt, dabei finster und vor Zorn glühend, wie jene schwarzrothen Gewitterwolken, deren Anblick auch wohl ein muthiges Herz mit Grauen erfüllen kann.

Neben ihn stellte sich, ein Lächeln über und über, der verrückte Kantor, er sah rothwangig und dabei seltsam verschmitzt aus, eine eigenthümlich unangenehme thierische Physiognomie.

Der alte Hausfeld betrachtete sich diese Gesellschaft mit sichtbarem Erschrecken. Er sagte zwar nicht: Gott steh mir bei, aber es stand deutlich in seinem ehrlichen viereckigen Gesichte geschrieben, und Louise sah das und sah auch, daß der Bankdirector zurück trat und sich mit der Hand über die weiße Stirn fuhr, als wollte er von dort eine Mücke oder einen unheimlichen Gedanken verjagen. Dann aber bot er seiner Schwägerin den Arm und sagte sehr freundlich: „Folgt mir, meine lieben Mädchen, meine Frau erwartet Euch, bitte meine Herren, bitte, nach oben. Hausfeld, zeigen Sie den Herren ihre Zimmer, bringen Sie auch hier die Frau Elsbeth nach oben!" und so setzte sich der Zug in Bewegung, während Meister Wiese die Koffer schulterte und einen nach dem andern auf den schwarz und weißen Fliesen des Hausflurs absetzte.

Es war Louisen wie ein Traum, daß sie nun so weit von ihrer lieben Heimath, unter Menschen, die sie noch nie gesehen, sich zu Hause finden konnte. Die ganze Einrichtung bei ihrem Oheim glich der

im Vaterhause fast eben so, wie der Oheim dem Vater. Stühle, Tische, Bilder, alles, alles war wie zu Hause. In einem hübschen Saal saß auf dem Sopha, bedeckt mit allerlei Pelzen und eingehüllt in einen dick wattirten Seidenrock, eine kränklich aussehende Dame, die ohne aufzustehen die Ankommenden bewillkommnete. „Sie müssen mich schon entschuldigen, werthe Schwägerin," sagte sie dabei artig, „dieß Sopha ist nun seit zwei Jahren meine Welt, ich kann es nicht verlassen. Ah meine Nichten, ein Paar schöne Mädchen und wie mir von vielen Seiten gesagt worden ist, auch talentvoll; eine soll eine wunderschöne Stimme haben, nicht wahr, das ist wohl dieß liebe Kind?" sie tippte dabei mit dem wachsbleichen Finger auf Lydia's schönes braunes Haar, und Louise dachte mit Lächeln an den Knaben in der Fabel vom Zeisig und der Nachtigall, der auch den hübschen Vogel für den besseren Sänger hielt.

„Nein, meine beste Schwägerin," entgegnete Madame Wohlgemuth, „meine jüngere Tochter singt ein Bißchen; freilich auf dem Lande hat man nicht Gelegenheit das zu pflegen und auszubilden, und neben Ihnen, einer berühmten Künstlerin —"

Die Kranke unterbrach sie: „Das war ich einst," sagte sie mit einer gewissen Heftigkeit, „das ist vor-

bei, alles vorbei, meine Stimme liegt im Grabe bei meinem Sohn, und Gott Lob, bald werde auch ich da liegen! Aber ich liebe Musik, ich liebe besonders den Gesang, und meine liebe Nichte Louise wird mich erfreuen, wenn sie mir etwas vorsingt, natürlich so bald Sie alle sich erholt haben werden. Ihre Effekten sind bereits in Ihren Zimmern, und — bitte, rücksichtigen Sie auf mich nicht, gehn Sie und machen Sie Sich's nach der anstrengenden Reise bequem." —

Mit dem Eintritt in das Haus ihres Onkels begann für Louise ein ganz neuer und von der Vergangenheit völlig verschiedener Lebensabschnitt.

Körperlich erwachsen, hielt man sie an dem fremden Orte allgemein für weit älter als sie war und behandelte sie dem gemäß. Ihre schöne Schwester ward zwar hier wie überall mehr bewundert, doch war jedermann auch gegen sie zuvorkommend und freundlich, und wenn Lydia von der Mutter vorgezogen ward, so hatte Louise dagegen an der kränklichen Tante eine Freundin und Beschützerin gefunden. Sie wünschte, daß ihre Nichten sie beim Vornamen, Tante Sophie, nennen möchten und daran gewöhnte Louise sich in der ersten Stunde.

Tante Sophie war ihrer Zeit eine berühmte

Conzert-Sängerin gewesen, die Großen dieser Welt, Könige und Kaiser hatten es sich zur Ehre geschätzt sie zu hören. Dann hatte sie einen reichen Mann geheirathet und in einer großen Stadt in großartigen Verhältnissen gelebt. Die schöne junge Königin Louise hatte bei ihrem ersten Besuch in Königsberg im Hause des Bankdirectors Wohlgemuth gewohnt und ihre Wirthin mit der höchsten Auszeichnung behandelt. Auch als sie in dem Unglücksjahre in Königsberg lebte, erzeigte sie der Frau Sophie Wohlgemuth und ihrem Gatten sehr oft die Ehre, sie zu besuchen oder einladen zu lassen, und der schönen Königin hatte Tante Sophie auch zum letztenmal gesungen, das Lieblingslied der erhabenen Frau, dessen Text von Jean Paul, dessen Musik vom Kapellmeister Himmel, sich bis auf unsre Tage erhalten hat:

Namen nennen Dich nicht,
Es bilden nicht Griffel und Pinsel
Sterblicher Künstler Dich nach —
So wie Du lebest und bist,
So trage ich einzig im Herzen,
Theure Geliebte, Dein Bild. —

Tante Sophie liebte das einfache Lied eben so wie es die Königin geliebt, und Louise mußte es der kranken Frau vorsingen, so oft sie allein miteinander waren.

Dann sah das junge Mädchen wohl, daß heiße Thränen über das bleiche Gesicht ihrer Tante rannen, und fühlte, daß eine schwere Kummerlast das Herz der Frau bedrücken müsse, die in äußerlich so glänzenden Verhältnissen lebte. Wie gern hätte sie sich in solchen Momenten an die Brust der Leidenden werfen, sie liebevoll nach dem Grunde ihres Grames fragen und alles aufbieten mögen um sie zu trösten, aber wie konnte sie das wagen, sie fast noch ein Kind, gegen Tante Sophie, die reiche kluge Frau, die berühmte Künstlerin, die von Kaisern und Königen geehrt wurde? Freilich war Tante Sophie so sanft, so bescheiden und so freundlich, besonders zu Louisen, daß die Liebe des jungen Mädchens täglich wuchs, auch fühlte Louise wohl, daß ihre verehrte Verwandte die Gelegenheit mit ihr allein zu sein selbst und häufig herbei führte. Wenn Besuch im Hause war, erschien Sophie Wohlgemuth immer nur auf wenige Minuten im Gesellschaftszimmer, und ging dann, Allen einen vergnügten Abend wünschend, nie in ihr einsames Stübchen zurück, ohne Louisen ein Zeichen zu geben, daß sie ihre Begleitung erwarte. Ach und wie gern folgte Louise diesen leisen Winken! Schon das Zimmer der Tante enthielt so vieles, das dem jungen Mädchen im höchsten Grade interessant

war, ganz abgerechnet von der Persönlichkeit der schlanken blassen Frau, für die Louise allmählig eine Art von anbetender Liebe zu fühlen begann.

Der Bankdirector Wohlgemuth schien seine zarte und hilfsbedürftige Gattin nicht so aufmerksam und liebevoll zu behandeln als Louisens Vater die seine. Oft sah er sie tagelang gar nicht, und wenn er mit ihr sprach, so geschah dieß mit der höchsten Gleichgiltigkeit. Ueberhaupt schien nichts und Niemand fähig den Mann zu interessiren, nichts als die Erinnerung an die Zeit, welche die schöne Königin Louise in seinem Hause zugebracht. Kam die Rede darauf, so röthete sich sein bleiches Gesicht, seine sanften, fast matten Augen wurden lebhaft und die Worte floßen ihm vom Munde.

Es war natürlich, daß er bei dieser Vorliebe für die Königin, die bei ihm eine Art von Cultus zu sein schien, ein Feind der Franzosen und besonders ein Feind ihres allmächtigen Kaisers sein mußte.

Der Tugendbund, der sich in jener Zeit zu bilden begann, hatte an ihm eines seiner eifrigsten und thätigsten Mitglieder, und es schien, als ob alle Gefühle seines Herzens sich concentrirten in dem Schmerz und Grimm über die dem Vaterlande von den Franzosen zugefügte Schmach.

Es war beschlossen worden, daß die Reisenden bis zum Beginn des Frühlings in Königsberg und im Hause des Bankdirectors verweilen sollten, und ehe noch das Christfest kam, hatte man sich gewissermaßen in einen Familienkreis verwandelt. Frau Wohlgemuth hatte ihrer kränklichen Schwägerin als etwas, das sich von selbst versteht, die Schlüssel und die Sorgen für die Details des Haushaltes abgenommen. Muhme Elsbeth wusch, stärkte und plättete wieder so eifrig als in Kydullen, stopfte Tischtücher und Servietten, strickte Strümpfe und Socken und verrichtete noch tausend andere Geschäfte, die darum nicht weniger dringend nothwendig sind, weil sie so klein und unbedeutend erscheinen. Lydia machte Toilette, wozu sie der Beihilfe der Mutter und Schwester, der Nähnadel und des Bügeleisens, der alten Elsbeth, zweier Spiegel und tausend anderer Dinge gerade so wie zu Hause bedurfte. So war alles wie immer, nur in Louisens Leben und Sein hatte sich eine große Veränderung eingestellt.

Tante Sophie hatte nämlich eine große Vorliebe für das Mädchen gefaßt, und sie sich von ihrer Schwägerin zu ihrer besonderen Gesellschafterin und Pflegerin erbeten. Madame Wohlgemuth konnte das natürlich nicht abschlagen und so zog denn Louise

in das Schlafzimmer ihrer Tante und begann mit diesem Moment ein neues Leben.

Als sie sich zum Erstenmal in Gegenwart der kränklichen Frau entkleidete, fühlte sie, daß sie in jeder Bewegung aufs schärfste beobachtet werde. Tante Sophie besah dann jedes Kleidungsstück genau, schritt noch einigemal im Zimmer auf und ab, zog endlich einen Stuhl an Louisens Bett und setzte sich zu ihr.

Die blasse Frau, gehüllt in einen weiten weißen Bettmantel, das Haupt bedeckt mit einer großen vielkrausigen Haube von Musselin, sah aus als ob sie ganz körperlos, nur eine Erscheinung, ein Geist, ein Hauch sei. Sie nahm Louisens rosiges warmes Händchen in ihre bleichen hagern Hände, und sah dem Kinde, aus dessen lebhaften Augen die Neugierde und das Interesse den Schlaf vertrieben hatten, theilnehmend ins Gesicht.

„Fühlst Du Dich unglücklich?" fragte sie dann mit ihrer leisen und süßen Stimme, und Louise wußte, daß die Tante es gut mit ihr meine, wußte, daß sie mütterliche Theilnahme für sie hege, und da sie in ihrem ganzen Leben sich nie so glücklich gefühlt als in dem Augenblick, so zog sie die Hand der Tante an die Lippen und sagte: „Nein, o nein,

liebe Tante, ich bin sehr glücklich, denn ich glaube, daß Du mich lieb hast!"

„Armes Kind!" entgegnete Sophie Wohlgemuth, indem sie die reine Stirn des Mädchens streichelte; „oder sollte ich vielleicht sagen: glückliches Kind! denn sicherlich, meine gute Louise, gehören die Menschen zu den Auserwählten, die früh schon den Schmerz und vor allem die Sehnsucht kennen lernen. — Bangst Du Dich sehr nach Deinem Vater, liebes Herz?"

„Ach ja," sagte Louise, die Hand der Tante unwillkürlich festhaltend, „er war so gütig gegen uns Alle, und in der letzten Zeit, da er unter uns weilte, habe ich mehr als je eingesehen, welch' ein herrlicher Mann mein Vater ist."

„Du warst wohl des Vaters Liebling, mein Kind?"

„Ach nein, Tante, wie wäre das auch möglich gewesen! Er hatte mich lieb, von ganzem Herzen lieb, aber Lydia hatte er doch wohl lieber als mich, sie ist so schön, so klug, weiß sich immer zu benehmen, es kann sie wohl niemand ansehen, ohne sie über alles zu lieben."

„Nun einige Personen können das doch," entgegnete Sophie lächelnd, „ich zum Beispiele; denn ich sehe, daß Deine Schwester ein zwar bildschönes,

aber völlig verzogenes junges Geschöpf ist. Doch von ihr wollen wir nicht reden, sondern von Dir, mein liebes Kind. — Ich habe keine Kinder, habe nie eine Tochter gehabt, Du mit Deinem ruhigen thätigen Wesen, mit Deinem seelenvollen Gesichtchen, Deiner süßen Stimme, wärst eine Tochter wie ich sie mir gewünscht hätte; wird es Dir möglich sein, mich wie eine Mutter zu lieben?"

Louise hatte sich im Bette emporgerichtet und schlang die Arme um den Nacken der Tante, ein süßes wundervolles Gefühl floß erwärmend und beglückend durch ihre junge Seele, sie weinte, aber es waren Thränen von einer ihr bisher unbekannten Süßigkeit. —

Sophie Wohlgemuth begann nun, sich täglich mit Louisens Ausbildung zu beschäftigen. Während Lydia mit der Mutter in den Gesellschaften des Hauses repräsentirte, Bälle besuchte, Schlitten fuhr und Maskenscherze vorbereitete, saß sie in den Zimmern ihrer Tante, die an ein kleines Treibhaus stoßend, dem Winter zum Trotze wahre Blumengärten zu sein schienen; dort ging dem wißbegierigen, denkenden Mädchen der schönste Stern im menschlichen Leben auf, die Erkenntniß der Liebe Gottes.

Sophie Wohlgemuth trug in ihrer Seele ein

schweres Leid, Louise erkannte das in jeder Minute ihres Beisammenseins, aber sie trug es mit einer Milde, einer Freundlichkeit und einer geistigen Kraft, die wohl niemand in dem schwachen Körper gesucht hätte.

Sie unterrichtete ihre jugendliche Nichte in Musik und Gesang, wie bildend dieser Unterricht indeß auch für das junge Mädchen sein mochte, die Gespräche, die sie mit einander führten, waren dieß noch in weit höherem Grade. —

Seit Louise bei ihrer Tante weilte, suchte auch Wilhelm von Itzstein sich Zutritt in die Privatwohnung seiner Wirthin zu verschaffen und Tante Sophie hinderte ihn nicht darin. Sie emfing im Gegentheil den Blinden stets mit freundlicher Theilnahme, musizirte mit ihm, lehrte ihn noch manche kleine Handarbeiten, die er in ihrem Zimmer machen mußte, wenn er dort längere Zeit weilen wollte, und der so hochmüthige Mann war der sanften zarten Frau gegenüber nachgiebig wie ein Kind.

Ein Winter lag über der Erde, so unheimlich grau und regennaß, wie er dem Norden sonst nur selten zur Plage wird.

Tante Sophie konnte bei so trostlosem Wetter ihre Zimmer nicht verlassen, und gern saß sie mit

Louise unter ihrem großen Orangenbaume und nähte oder stickte, während Louise ihr Herder und Jean Paul vorlas, oder sang und Clavier spielte.

Vetter Wilhelm war Nässe unangenehmer als Frost und Sturm. Nun war er ausgegangen und kehrte, von dem Magister begleitet, wüthend von einer Rundreise durch alle königsberger Buchhandlungen und Leihbibliotheken heim, wo er nach einem Exemplar von Wielands Agathon, das er Louisen zu schenken beabsichtigt, vergebens gefragt und geforscht hatte.

„Welch ein Wetter! welch eine garstige widerwärtige Welt," sagte er verdrießlich, indem er in das Zimmer der Damen trat und sich einen Stuhl neben Louise zog. „Der schlimmste Traum eines Fieberkranken könnte nichts abscheulicheres zusammenwürfeln als diese jetzige schmutzdurchtränkte, naßkalte Jahreszeit. In der That man könnte in jeder Minute sich veranlaßt finden, an eine höchst bedächtige, die Welt schützende und liebende Vorsehung zu glauben, wenn man nur die Nasenspitze zum Fenster hinaus in diese gesunde und angenehme Luft streckt."

„Ach Tante," sagte Louise, als er endlich schwieg, „hören Sie es jetzt? Sie glaubten mir nicht, als

ich Ihnen erzählte, wie beklagenswerth Vetter Itzstein sei.“

Das junge Mädchen hatte bei diesen Worten die hellen Thränen in den Augen; dem Blinden die Ueberzeugung vom Dasein einer liebevollen Vorsehung zu geben, ihm das Walten derselben durch Verstandesgründe zu beweisen, war ein Hauptstreben ihres bisherigen Lebens gewesen, ein Streben, so würdig eines liebevollen jugendlichen Herzens als schwierig für einen wenig gebildeten Geist.

„Aber Vetter,“ sagte Louise, indem sie ihre kleine warme Hand auf seine Hände legte, „warum nur gleich bei jeder kleinen Unannehmlichkeit mit Gott schelten und zürnen, warum bei jeder Kleinigkeit mir wiederholen, daß Sie nicht an ihn glauben, daß Sie die Welt und das Menschengeschick für ein Spiel des blinden Ungefährs halten?“

Der Blinde lächelte, es lag etwas besonders Liebliches in diesem Lächeln, etwas das selbst seinem fürchterlich entstellten Gesicht einen angenehmen Ausdruck gab. — „Warum?“ sagte er, „je nun, Louise, wenn es nur vielleicht darum wäre, weil Deine Stimme, wenn Du mich zu bekehren strebst, so außerordentlich hübsch klingt, oder darum, weil Dein sich entwickelnder Verstand täglich neue und manchmal

mich selbst überraschende Gründe hervorsucht, um eine Theorie zu stützen, die freilich jeder Windhauch umstoßen muß, die aber dennoch recht liebenswürdig ist in dem Herzen und in dem Munde eines Weibes."

„Du siehst, daß der Vetter scherzt," sagte Tante Sophie zu Louise und setzte zu Itzstein gewendet hinzu: „aber diese Scherze thun dem jungen Herzen des Mädchens weh, und Sie sollten sie unterlassen."

Er schnippte mit dem Finger und hob die Nase empor, in recht unangenehmer Weise.

„Also auch Sie?" sagte er, „auch Sie sind noch so weit zurück in Vernunft und Philosophie? Ich scherze allerdings, insoweit nämlich als ich häufig Gespräche herbeiführe, welche Louisen Gelegenheit geben in einen Eifer zu gerathen, der ihr allerliebst steht und mir sehr angenehm ist, denn eigentlich will sie ja nichts anders, als mich durch den Glauben beruhigen und beglücken, der zu ihrem eignen Frieden ausreichend ist. Meine Ansichten aber sind wahrlich kein Scherz und ich meine, Sie, Madame, eine geistreiche Frau, die das Leben kennt, sollte endlich auch dahin gekommen sein, die Heuchelei von sich abzuschütteln."

„Lieber Vetter," sagte Tante Sophie, „glauben Sie wirklich ich heuchele, wenn ich Ihnen sage, daß

der Trost und die Stütze meines einsamen Lebens die feste Ueberzeugung von der Güte Gottes ist?"

Das Gesicht des Blinden nahm einen seltsamen, horchenden Ausdruck an. „Sie Madame, Sie glauben das?" sagte er unangenehm lächelnd. „Gott, was ist Gott? wo ist Gott? Der Mensch in dem Bewußtsein seiner eignen Kraft bedarf des Gottes nicht, zu welchem der Schwache zitternd aufblickt."

„Ich verstehe Sie nicht, Vetter," sagte Sophie, „wenigstens kann ich Ihrem Ideengange nicht so ganz folgen. Sie läugnen das Dasein Gottes und glauben dadurch einen Beweis Ihrer eignen Kraft zu geben; was verstehen Sie unter Ihrer eignen Kraft? Als Mensch mit Ihrem ganzen materiellen Sein an diese Erde gebunden, sind Sie ein Theil, nicht nur ein Theil, sondern ein Erzeugniß derselben. Die Erde mußte existiren und genau die Stellung im Weltenraum einnehmen, die sie einnimmt, sie mußte die Jahrtausende langen Phasen ihres Bildungsprozesses durchmachen, um das menschliche Geschlecht hervorzubringen. Zu diesem allen waren Kräfte erforderlich und wirksam, die im All der Welt selbst liegen, und gesetzmäßig, zweckmäßig, in Einfachheit und Ordnung ohne Aufhör fortwirken; diese Kräfte aber stehen unter sich in Zusammenhang,

sie wirken ineinander, untereinander und zeigen sich so als die Glieder der großen Urkraft, die die arme Sprache des kleinen Erdbewohners: Gott nennt. Daß in dieser erhabenen Urkraft alles Große und Gute, alles Schöne und Nützliche des Weltganzen liegt, da dieses aus jener hervorgegangen, kann ja wohl auch nicht geläugnet werden."

„Nun ich gebe Ihnen auch dieses zu," entgegnete der Blinde, „wo eine Wirkung sich zeigt, muß eine Ursache sein, eine wirkende Kraft; wenn Sie diese wirkende Naturkraft Gott nennen, so haben wir nicht weiter zu disputiren. Respect vor Ihrer Philosophie," setzte er mit gewohntem Sarkasmus hinzu, sich mit seinem räthselhaftesten Lächeln vor der Sprecherin verneigend. „Für eine Dame ist das so übel nicht; aber verehrte Frau, verzeihen Sie mir, es ist ein Wiß- und Lernbegieriger, welcher fragt, wie reimen Sie die unleugbaren Unvollkommenheiten der Schöpfung mit der Weisheit, Güte, Liebe und Macht Ihres Gottes? warum schuf er die Welt nicht vollkommen, ihm konnte das ja, denk' ich, einerlei sein und die Macht dazu fehlte ihm auch nicht, wie Sie mir zu beweisen streben."

„Sie spotten, Vetter," entgegnete Tante Sophie; „spotten Sie immerhin über die mangelhafte Logik

einer Frau, das kann mich nicht kränken. Sie verlangen eine vollkommene Welt! Was ist Vollkommenheit? ich denke der Grad des Guten, Schönen und Zweckmäßigen, der den Fortschritt unmöglich macht. Mit der Vollkommenheit müßte ein Stillstand eintreten, oder ein Rückschritt zur Unvollkommenheit, Stillstand wäre Tod, und Rückschritt der ewigen Macht sowohl, als der ewigen Liebe unwürdig. Diese Welt mußte der Vervollkommnung fähig und bedürftig sein, um der ewigen Liebe Gottes würdig und das zu sein, was sie ist: ein Gewimmel von Leben, das heißt von Glück der Entwickelung und Vervollkommnung. Fortschritt, Vervollkommnung ist das höchste Gesetz, das durch alle Himmel waltet und das ist nur möglich bei dem Lebenden und Unvollkommenen."

Herr von Itzstein hatte den Elbogen auf seine Knie gestützt und die Stirn in seine Hände gelegt, so saß er eine Weile da, gebückt und schweigend; dann erhob er sein Gesicht, es sah aus, als ob ein Licht es angestrahlt hätte.

„Sie haben einen hübschen Gedanken ausgesprochen," sagte er, „einen Gedanken, der wohl werth ist, daß man ihn weiter ausbildet. In der That, Ihre Logik überrascht und erfreut mich. Guten Abend, meine Damen; guten Abend! ich will einmal

hinauf in mein Zimmer gehen und komme wahrscheinlich heute Abend nicht zu Tisch, gute Nacht also auch, Louise, schlafe süß, liebes Mädchen, und träume etwas recht hübsches."

Er ging und nach wenigen Minuten hörte man aus seiner Stube die Töne des neuen Instrumentes, Harmonica genannt, die in vollen Strömen und wunderbaren großartigen Melodien unter den Händen des Blinden hervorquollen, eine aber tönte durch alle hindurch und wiederholte sich in den verschiedensten Tonarten, die feierliche Melodie des Liedes:

Was ist's, das unsterbliche Geister entzückt,
Wenn Sie nieder blicken zur Welt?
Ein Herz, welches Unglück nicht niederdrückt,
Ein Muth, der im Kampfe sich hält!
Ein gläubiges Auge, das fest und kühn
Zum Himmel empor sich rafft,
Hoch oben wo ewige Sterne ziehn,
Da wohnet die ewige Kraft. —

Dieß schöne Lied, damals eben aus Mahlmanns Herzen geflossen, der zur Zeit Hauslehrer in einer reichen königsberger Kaufmanns-Familie war, wurde von Tante Sophie besonders geliebt.

„Hörst Du, Louise!" sagte sie freundlich, „Herr von Itzstein sagt mir Dank für unsere Unterhaltung, er spielt die herrliche einfache Melodie, um welche wir

ihn so oft schon vergeblich gebeten haben, das ist liebenswürdig von ihm."

Louise hatte sich vor der Tante hingekniet und ordnete die Decken und Pelze um ihre Füße und schlang endlich leise schmeichelnd ihre Arme um die Knie der Verehrten, das jugendliche Gesichtchen in ihrem Schooße bergend.

„Was hast Du? was ist Dir, mein liebes Kind?" fragte die Leidende, „Du weinst ja, wahrhaftig, ich sehe das am Beben Deiner Schultern!"

„Ich weine vor Glück," sagte das junge Mädchen, indem sie das feuchte Auge erhob, „heute habe ich zu meiner höchsten seligsten Freude Das beweisen hören, was ich als Wahrheit fühlte; o liebe liebe Tante Sophie, wie klug sind Sie und wie gut!"

Zehntes Capitel.

O schlimmer Tag, o schlimme Stund'!
Die uns für immer schied,
Da sind aus meines Herzens Grund
Geflohen Freud und Fried'.

Geibel.

Drum die Ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
Das Land wird ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!

Körner.

Die Frühlingssonne schien hell in die Zimmer der Frau Sophie Wohlgemuth. Orangen, Hortensien, prächtige Rosen, Goldlack und Reseda wiegten sich in ihrem Strahl und verhauchten ihre Düfte in das Zimmer.

Die Dame saß auf dem Sopha, bleich wie ein Wachsbild in ihrem schwarzen Kleide, das, der frechen Mode der Zeit Hohn sprechend, hoch an den Hals hinaufging und die Arme bis an die Fingerspitzen bedeckte. Ihr braunes Haar, ebenfalls der Mode der Zeit entgegen, welche kurze Löckchen verlangte, schlang sich in einfachen Flechten um den Hinterkopf und ließ die edle Stirn frei.

Louise, blühend wie eine Rosenknospe, saß neben ihr, und vor den beiden stand ein Mann in der

Uniform der preußischen Husaren; er war nicht eben groß, aber von jener gedrungenen Gestalt, die große Kraft verräth, sein Gesicht erschien mehr charaktervoll als schön, und in den mächtigen dunkeln Augen lag ein eigenthümliches Feuer.

„Ich will, Sophie! ich will und ich werde!" sagte er mit einer tiefen klangvollen Stimme. „Glauben Sie mir, theure Frau, es bedarf nur eines Schwertes, das sich erhebt, nur eines wackern Anführers, und ganz Deutschland steht auf wie ein Mann gegen diesen Corsen, der uns unerhörte Schmach anthut."

„Sie täuschen sich, Herr von Schill," entgegnete Sophie, „und Sie werden untergehen im ungleichen ruhmlosen Kampfe."

„Möglich, daß ich untergehe, meine Freundin, möglich! der Kampf ist ungleich, ruhmlos wird er nicht sein. So lange man in deutscher Zunge spricht, wird man meiner gedenken, auch wenn ich untergehe. Meiner und meiner tapfern Schaar; aber ohne Ihren Segen, Sophie, mag ich nichts beginnen, Sie wissen das wohl und darum bin ich hier.

„Ah und ich habe etwas bei mir, das, wenn ich nicht irre, der jungen Dame zukommt, die ich da neben

Ihnen sehe, meine Freundin; Sie heißen Louise Wohlgemuth, nicht wahr?“

Sophie bejahte für das erröthende Mädchen.

„Gut,“ sagte Major von Schill, „hier ist was ich Ihnen bringe. Ein Brief und das hübsche wohlgetroffene Bild eines meiner Cornets, des bravsten Burschen im ganzen Heer. Er heißt Fritz von Treufeldt und hat mir, seinem Chef, Verwandten und Gönner, seine ganze Lebensgeschichte erzählt. Er wußte, daß ich hierher ging zu meiner theuersten Freundin, und wußte auch, daß eine gewisse junge Dame, die er im Herzen trägt und verehrt wie ein echter Ritter, jetzt hier weile . . Geh'n Sie, geh'n Sie, mein liebes Kind, geh'n Sie und lesen Sie Ihre Epistel.“

Louise schlüpfte hinaus, und kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so ergriff der Major die Hand Sophiens und zog sie an seine Lippen.

„Du hast mir vergeben, Sophie, ich weiß Du hast es. Ich habe Deine Liebe verschmäht und verrathen, verloren hab' ich sie nicht. Jahre sind vergangen, lange verhängnißvolle Jahre, aber kein Tag war in ihnen, da ich Deiner nicht gedachte, da ich meine Feigheit und Nichtswürdigkeit nicht verfluchte, die mich hinderte zu thun, was Pflicht und Liebe

mir zugleich geboten, indem ich Dich zu meiner Gattin machte.“

„Lassen Sie die Vergangenheit ruhen,“ entgegnete Sophie, „waren wir doch beide Kinder und die Liebe der Jugend muß nur zu oft wie ein Traum zerflattern. Welche Hindernisse hätten Sie auch besiegen müssen, Sie ein Edelmann, ein Officier ohne Vermögen, um das mittellose bürgerliche Mädchen zu heirathen! — Es war alles gut, alles am besten, so wie es war. Ich empfing, als Sie mir mein Gelübde zurückgegeben, aus der Hand meines Gatten mit dem Reichthum die Möglichkeit, meine wissensdurstige Seele nach allen Seiten hin auszubilden, und nur Eins schmerzt mich, daß Sie nicht eine Frau gefunden, die durch Liebe Ihren wilden Sinn gebändigt.“

„Liebe!“ sagte der Major, „verdient Der Liebe, meine Freundin, der sie verrieth? Nein! mir, dem Wilden, Hochmüthigen konnte nur ein Weib auf Erden Liebe spenden; seitdem ich diese weggeworfen, ist das Schwert meine Braut. Aber ein Mann wie ich, den keine Familienbande fesseln, ist dieser Zeit nothwendig, und Sophie, in diesen beiden Kindern lebt unsere Vergangenheit auf, und es kommt mir vor, als wäre es unsere Pflicht, die Zukunft dieser

jungen Herzen zu schützen. Kennten Sie doch meinen Treufeldt, meinen wackern schlanken Cornet, kennten Sie ihn und die ritterliche Anbetung, die er diesem hübschen jungen Mädchen, das Ihre Verwandte ist, zollt, Sie würden wissen, wie ich den Jungen liebe."

„Louise hat von dieser Angelegenheit wie von einem Traum mit mir gesprochen. Treufeldt hat kaum einmal an sie geschrieben seit ihrem kindischen Versprechen."

„Um so mehr hat er ihrer gedacht," entgegnete Schill. „Er ist nicht ein Mensch von vielen Worten, und noch weniger ein Freund von Schreibereien. Er, das dürfen Sie glauben, wird fest halten an dem Mädchen bis ans Ende seines Lebens und er wird sie sich erringen. Er ist der Mann dazu."

„Aber ob das Mädchen ihn liebt, das ist die Frage!" sagte Sophie, „ich wenigstens zweifle daran; ihr Herz liegt noch vollständig in der Knospe und außerdem hat Ihr Schützling einen gefährlichen Nebenbuhler an dem blinden Begleiter Louisens, der seine Absicht, sich in ihr eine Frau zu erziehen gar nicht verbirgt. Es ist ein Mann von Geist und ungewöhnlicher Willenskraft. Ein Mann, der mir

warmes Interesse einflößt, obgleich sein sarkastisches Wesen nicht für ihn einnimmt."

„Das Mädchen wird ihrer ersten Liebe treu bleiben," meinte Herr von Schill, „des Weibes Herz ist treu, das liegt in der edlen und reineren Natur desselben."

„Jeder Mensch, er sei Mann oder Weib, ist seiner Liebe treu, sobald er wirklich eine solche empfindet; die Liebe existirt wie die Sonne nur einmal in der Wirklichkeit, alle Nebensonnen sind nur Scheinbilder," sagte Sophie.

Herr von Schill beugte sich und küßte die bleiche Hand der sanften Frau, und diese flüsterte leise: „Gott segne Sie, Friedrich, bei allem, was Sie thun mögen, Gott lasse Ihr Vorhaben gelingen!"

„Und wenn es nicht gelingt, wenn ich mein Leben einsetze für eine große Idee, die vielleicht noch nicht reif ist, so werde ich sterben mit dem Namen Sophie auf der Lippe und mit der Ueberzeugung, daß ich gethan was der Einzelne vermag."

Sie legte ihre Hand auf seine dichten Locken und sagte noch einmal: „Gott segne Sie!"

Unterdessen hatte Louise ihren Brief gelesen. Es war ein schöner lieber Brief. O welch ein guter

prächtiger Jüngling war Fritz Treufeldt, wie sehr verdiente er es, daß man ihn werth hielt und lieb hatte.

Herr Major von Schill hatte sich lange von Tante Sophie entfernt, und war mit dem Bankdirector in tiefem Gespräch in dessen Zimmer eingeschlossen, und Louise saß noch immer mit ihrem Brief in der Hand in der Orangerie und sah hinaus nach dem Gärtchen, das vom lichtesten Frühlingsgrün geschmückt, ein gar freundliches Plätzchen am Schloßteich bildete.

Die Sonnenstrahlen hüpften und tanzten auf den silbernen Wellen. Die Welt war so schön, so wunderschön!

Louise hatte die Zeit vergessen und so erstaunte sie denn und erschrack ein wenig, als Tante Sophie, ihr die Hand auf die Schulter legend, freundlich sagte: „Da Du nicht mehr zu mir kommst, so muß ich Dich wohl holen, liebes Herz.“

„Tante, liebe Tante, Sie werden sich erkälten!“ rief das junge Mädchen erschrocken.

„Nicht doch, mein Kind. Es ist eine Luft, als wären wir in Neapel, komm setz’ Dich mit mir da unter die blühende Akazie und erzähle mir, was Dein junger Freund Dir schreibt.“

„Ich möchte Ihnen wohl den Brief vorlesen,

liebe Tante Sophie, wenn Sie mir das erlaubten. Ich habe niemanden, mit dem ich über den lieben Fritz und das, was wir uns in den Stunden der Todesangst versprochen haben, reden könnte, und manchmal drückt mich der Gedanke daran wie eine schwere Last.“

„Lies Deines Freundes Brief vor und sei gewiß, daß ich Dir den besten Rath geben werde, daß ich für Dich, mein Kind, das Herz einer Mutter habe.“

Louise begann:

„Meine theure vielgeliebte
meine schöne und gute Louise!

Du weißt es, davon bin ich überzeugt, daß meine Gedanken immerfort bei Dir sind, wenn ich auch nur selten die Gelegenheit habe Dir zu schreiben. Meine Mutter, die Dich grüßt und segnet, weiß das auch. Sie sagte zu mir, die Theure, als ich ihr von Dir erzählte: Fritz, mein Junge, es ist etwas Großes, was Du auf Deine jugendlichen Schultern gelegt, das ganze Glück und die ganze Zukunft eines schuldlosen Mädchens. Du mußt jetzt dreifach an Dir arbeiten, mußt ein Mann werden im vollen Sinne des Wortes, denn nur den echten Mann kann ein edles Weib lieben, und ihm kann sie ohne Zagen ihr Herz und Leben anvertrauen.

„Ich konnte darauf nichts antworten, ich gab nur meiner Mutter die Hand und sah sie an, sie weiß schon an meinen Augen wie ich es meine, und sie allein in der ganzen Welt weiß auch, wie sehr ich Dich liebe. Jetzt bist Du mir freilich fern, wie der schöne Stern, der dort oben am Himmel blitzt, aber — aber Louise, nur die Sterne sind so treu und fest, daß sie untrügliche Wegweiser sein können auf dem wilden Meere der Welt. — Es wird eine Zeit kommen, wo ich die Wogen durchschifft habe, wo ich angekommen in einem stillen Hafen, Dich nicht mehr wie meinen Leitstern betrachten darf, sondern wo Du die Blume sein wirst im Garten meines Lebens, meine Blume, mein Glück und mein Alles. Diesen Brief, meine süße Louise, bringt Dir mein Verwandter und Gönner, mein Escadron-Chef, der Major von Schill, der in Geschäften auf Urlaub nach Königsberg reist, wo Du wie ich weiß bei Deinem Onkel bist. Es ist etwas sehr wunderbares, das ich Dir erzählen kann von diesem Mann, der wie ein wahres Ritterbild aus alten Zeiten vor mir steht. Major Schill war als Cornet verlobt mit Deiner Tante, die ein schönes aber armes Mädchen, sich und eine alte Mutter von Musik-Unterricht und von Conzerten, die sie gab, erhielt.

„Sie liebten sich, die beiden, von ihrer Jugend an, aber — mein Verwandter gerieth in schlechte und wilde Gesellschaft, er lernte unwürdige und verworfene Frauen kennen, es giebt solche in der Welt, mein heiliges und unschuldiges Mädchen, und da fühlte er sich seiner Jugendliebe nicht mehr würdig, er fühlte, daß er die Kraft verloren zu dem Kampfe mit dem Leben, die Wolken seiner eignen unreinen Leidenschaften waren über seinen Stern gezogen. Ich kann mir das denken und erklären, meine Louise! Nur so lange ein Mann sich der Reinheit seiner Braut würdig fühlt, kann er den Muth haben, den Kampf um sie, für sie zu wagen. Mein Vetter hatte ihn verloren und gestand das offen seiner Geliebten, und gab sie frei.

„Es war ja das einzige, was er rechtschaffener Weise thun konnte. Sie ward hernach die Gattin Deines Onkels, aber sie behielt stets ein Mitleid und eine Vorliebe für den Freund ihrer Jugend. Ich bin überzeugt, daß sie nach meiner Mutter die verehrungswürdigste Frau auf der Welt ist.

„Ich, meine theure Louise, bin jetzt was ich so lange zu werden wünschte, ein tüchtiger Reiter. Ach mein Pferd möcht' ich Dir zeigen können, mein schönes Pferd Ajax, mein Major hat es mir geschenkt,

außer diesem hab' ich noch ein königliches Dienstpferd, auch ein ganz schönes Thier, aber Ajax ist verständig wie ein Mensch, treu wie ein Hund und stark und ausdauernd wie das Roß eines Arabers. Ajax ist treu, hat Füßchen fein wie eine Dame, einen schlanken Hals, einen zierlichen Kopf und große braune feurige Augen. Er kennt mich, wenn ich nur in den Stall trete, und wiehert und frißt aus meiner Hand Brodt, Zucker und Hafer. Er folgt mir wie ein Hund, wenn ich ihn loshalftere, und küßt mich und legt seinen schönen Kopf an meine Wange, wenn ich mit ihm spreche.

„Ich fürchte mich nicht, meine liebe Freundin, daß Du es Unrecht findest, wenn ich so viel von meinem Pferde zu Dir spreche. Pferd und Reiter müssen wie zwei Freunde mit einander sein, und das Leben, ja die Ehre des Reiters hängt oft von seines Pferdes Klugheit und Treue ab; und nicht wahr, Du liebe Louise, alles das ist Dir wichtig und interessant, was für mich Wichtigkeit und Interesse hat? Zudem bist Du ja ein Landmädchen und eine so große Thierfreundin. Kannten Dich doch alle Lämmer und alle Kälbchen auf Eurem schönen Gute. — O Du arme, arme Louise, das hast Du alles verlassen müssen, alles, auch Deinen alten Freund Gott-

fried, wie traurig magst Du gewesen sein! Dein Vater ist französischer Gefangener! ein Grund mehr für mich, ein tüchtiger Soldat zu sein. Einmal wird doch das edle Volk der Deutschen sich erheben, dann wird Fritz Treufeldt nicht der Letzte sein, und wenn ich kämpfen werde gegen diese Franzosen, so kämpfe ich für unsern Vater, Louise, für unsern; denn wenn das Land frei, werde ich entweder todt sein, oder Dir im freien Vaterlande eine Heimath bieten können. Und das soll mein letzter Gedanke sein in diesem Briefe und in meinem Leben. Seiner Liebe eine Heimath in freiem Vaterlande, das ist alles was der Mann braucht, alles was ich erstrebe. Gott sei mit Dir!

Fritz von Treufeldt."

Eine eigenthümliche Rührung hatte sich, während das kindliche Mädchen diesen Brief mit zitternder Stimme las, Sophiens bemächtigt. — Sie sah mit feuchtem Blick in Louisens Augen, sie waren klar und ruhig wie der Spiegel eines tiefen Sees. Noch, das erkannte die erfahrene Freundin deutlich, war im Herzen des jungen Mädchens keine Spur von Leidenschaft erwacht, Louisens Liebe für den Jüngling, dem sie als Kind ihr Wort verpfändet, war eine rein geschwisterliche.

Sophie war damit zufrieden, aber sie fühlte die Verpflichtung, Louise auf die Heiligkeit der Pflichten aufmerksam zu machen, die sie übernommen, ohne ihren Umfang zu kennen. „Das ist ein wackrer, ein seelenreiner, ein edelherziger Junge, Dein Verlobter, mein herziges Kind!“ sagte sie liebevoll.

„Ja, das ist er, Tante, o gut, so gut und so muthig, so kräftig, und weißt Du, so Gott vertrauend, als wäre er ein Greis oder ein Weib. Ich habe das empfunden, als wir beide, ein Paar arme, von Allen vergessene Kinder, den grausamen Hungertod zu sterben fürchteten. Mein Vater kennt Fritz auch, er weiß auch was wir uns versprochen haben und hat uns gesegnet.“

„Weiß auch Deine Mutter davon?“

„Nein, Tante, sie ahnet das nicht.“

„Und Dein Vetter Itzstein?“

„Wie sollte er? der Blinde wäre sicherlich der letzte Mensch, dem man so etwas mittheilen könnte; er würde über die Möglichkeit, daß zwei Menschen einander Jahre lang treu bleiben wollen, nur spotten und lachen.“

„Armer Mann, armer Blinder!“ dachte Sophie, während Louise dieß sagte. „Ja, es giebt Menschen, denen kein Lieblingswunsch in Erfüllung gehen soll,

denen keine Hoffnung zur heitern Wirklichkeit wird, und dieser beklagenswerthe Blinde gehört zu ihrer Zahl!" aber die verständige Frau sprach das nicht aus, für Louise war die Unbefangenheit neben ihrem Vetter das beste, wünschenswertheste Gut, und Sophie wollte sie ihr nicht rauben. —

Es kamen nun einige Tage, die besondere Bewegungen im Hause des Bankdirectors hervorbrachten.

Major von Schill besuchte mehrere Abende hinter einander die Familie und schloß sich dann Stunden lang mit dem Hausherrn ein. Auch andere Personen kamen und gingen, die offenbar Geschäfte von Wichtigkeit mit dem Hausherrn abzumachen hatten.

In der Frühe eines Sonntags saß Wilhelm von Itzstein eben neben dem Magister Fisch, als er plötzlich zu diesem sagte: „Hören Sie doch einmal, unten im Flur, was für eine Stimme da nach dem Herrn vom Hause frägt; wenn wir hier in einer Zauberoper lebten, so würde ich sagen, mein gnädiger Papa erscheine so eben als Deus ex machina, um mich aus der Geldklemme zu reißen, in der ich eben bis über die Ohren stecke. Die Weiber kosten mich, seit wir hier in Königsberg sind, wahrhaftig allzuviel, und ich wollte, meine niedliche Louise wäre

nur erst sechszehn Jahre alt und ein wenig reifer in ihrer Gefühlswelt, damit ich sie heirathen und somit in Frieden leben könnte."

Der Magister öffnete die Thür des Zimmers. „Auch mir scheint es, als höre ich eine bekannte Stimme," sagte er, und Wilhelm, mit gespanntem Ausdruck horchend, setzte hinzu: „kein Zweifel, mein Vater ist hier, er kommt die Treppe herauf."

Der Kammerpräsident von Itzstein, denn er war es wirklich, trat in das Zimmer seines Sohnes, und Wilhelm ging ihm entgegen und reichte ihm ohne irgend ein Zeichen von Gemüthsbewegung die Hand.

Es war ein schlanker Mann, mit feinen Zügen und unsteten braunen Augen. Man hätte ihn schön nennen können, wenn nicht tiefe seltsame Linien sich entstellend um seinen bleichen Mund gegraben hätten.

Als er seinen Sohn erblickte, zuckte es auf seinem Gesicht. Es war der Ausdruck eines bittern Seelenschmerzes, und er legte die Arme um den Nacken des Jünglings und zog ihn an seine Brust.

„Du bist kräftig und gesund geworden in der Landluft," sagte er, „ich bin unsern Verwandten für die Gastfreundschaft, die sie an Dir geübt, zu hohem Dank verpflichtet und will alles thun, um ihnen diesen

zu beweisen. Jetzt aber, wo die Familie schutzlos ist, thätest Du wohl besser mich nach Berlin zurück zu begleiten; man wird höheren Orts nichts dagegen haben, daß Du Dich wieder im Vaterhause aufhältst, wenn Du mir nicht von Neuem öffentliches Aergerniß giebst.“

„Danke für die Gnade, Papa,“ entgegnete der Blinde, „ich will bei meiner Cousine und ihren Kindern bleiben, jetzt, da sie eines Beschützers bedürfen und da sie bei ihren veränderten Verhältnissen in der Pension, die ich und der Magister zahlen, eine Unterstützung finden können. Zudem, Papa, kennen Sie die Gründe, die mich an diese Familie fesseln, ich habe sie Ihnen auseinander gesetzt und Sie haben ihre Billigung gehabt. Ich, in meiner von allen übrigen Menschen verschiedenen Lage, bedarf vor allem eines Weibes, das mich liebt, und dieß gedenke ich mir hier ganz nach meinem Sinne zu erziehen. Ich mag und ich will diesen Plan nicht aufgeben, jetzt, da ich ihn bald reifen sehe.“

„Nun nach Deinem Willen, mein Sohn! so herzlich ich mich freue, nach Jahre langer Trennung Dich wieder einmal zu sprechen, so bin ich doch nicht Deinetwegen sondern in Geschäften hier, in Geschäften, die von

höchster Wichtigkeit sind. Ich bin ein Agent Ihrer Majestät der Königin!"

„Da wünsche ich Glück, Papa! Was Sie für Geschäfte hier zu betreiben haben, darf man wohl nie erfahren?"

„Es ist das tiefste Geheimniß, ein Geheimniß, das mich unter Umständen ins Grab begleiten wird; aber ich hoffe denn doch bei dieser Gelegenheit das junge Mädchen kennen zu lernen, das Du zu unsrer Tochter bestimmt hast."

„Ich höre sie auf der Treppe; Magister, bitte, öffnen Sie die Thür und sagen Sie der Mamsell Louise, daß ich sie in den Garten zu begleiten wünsche."

„Dann müssen Sie rasch kommen, Vetter Wilhelm," sagte eine glockenreine Mädchenstimme von draußen, „wir möchten ein wenig auf dem Schloßteich fahren, Lydia und ich, und der Kantor soll rudern helfen."

„Einen Augenblick nur, liebe Louise, Du würdest mich sehr erfreuen, wenn Du einträtest; mein Vater ist hier und wünscht Dich kennen zu lernen."

Sie stand im Rahmen der Thür, eine so zarte, liebliche, jungfräuliche Gestalt, daß der Kammerpräsident einen Laut der Ueberraschung nicht zurückhalten konnte.

„Ihr Vater? o Vetter Wilhelm, lieber Gott, wie müssen Sie glücklich sein!“ sagte sie und indem der ältere Itzstein auf sie zuging, um sie mit hofmännischer Galanterie zu begrüßen, ergoß sich eine brennende Röthe über das jugendliche Gesichtchen.

„In der That er hätte nichts süßeres, nichts holderes für sich wählen können, wenn er sehen könnte,“ dachte der Präsident, und in dem wärmsten Theil seines nicht sehr warmen Herzens regte sich ein Gefühl väterlicher Liebe und Theilnahme für das jugendliche liebliche Geschöpf, dessen Leben an das dunkle seines Sohnes geknüpft werden sollte.

Während dieser Gedanken aber hatte er sich niedergebeugt und einen Kuß auf Louisens reine Stirn gedrückt, die nach der Sitte der Zeit die Hand ihres Verwandten ehrerbietig an ihre Lippen zog.

Louise ging in das Gärtchen und der Präsident setzte sich zu seinem blinden Sohne und dem Magister und sagte: „Wahrlich, das ist eine Tochter, wie ich sie mir nicht liebenswürdiger und reizender träumen könnte, und Du bist ein Glücklicher, die frische und frühe Liebe dieses Herzens errungen zu haben.“

„Man meint sie sei häßlich,“ entgegnete Wilhelm, „ich halte sie nicht dafür, doch ist das freilich

das Urtheil eines Blinden und für mich ist das auch jedenfalls gleichgiltig. Ihre Haut ist weich wie Sammt, ihre Stimme süß und mild, ihre Bewegungen ruhig und angenehm, mögen nun auch ihre Züge von den Pocken entstellt sein, so häßlich ist sie jedenfalls nicht, daß die Sehenden die Achsel zucken würden über die Wahl des Blinden."

„Sie ist ganz und gar nicht häßlich, diese jugendliche Elfe," entgegnete der Präsident, „sie ist weniger schön, als lieblich und anmuthig, und das ist für jeden Mann, nicht bloß für einen, der die Formen nicht sieht, wünschenswerth und angenehm. Kurz, dieß junge Mädchen ist eines der anziehendsten Geschöpfe, das ich gesehen."

„Sie schmeicheln mir, Papa," sagte Wilhelm sichtlich erfreut. „Doch kommen Sie, wir wollen ins Wohnzimmer, damit Sie den Herrn des Hauses sprechen können." —

Am Abende dieses Sonntages saß der Bankdirector auf seinem Zimmer mit dem Kammerpräsidenten und dem Major von Schill im ernsten Gespräch.

„Sie will es!" sagte Herr Wohlgemuth, „sie will es, die erhabene, engelhafte Frau, dagegen schwinden alle Einwürfe; treffe mich denn jetzt oder

künftig was mag, ich stehe Ihnen zu Diensten, meine Herren."

„Sie sind ein trefflicher Mann, mein lieber Wohlgemuth," sagte der Präsident, „ein eben so lojaler Unterthan als Ihr Bruder, und Ihr Name wird neben dem Seinigen mit Dank von der Familie unsres erlauchten Fürstenpaares, mit Dank von den Lippen unsrer erhabenen Königin genannt werden."

„Ich thue, was mein Herz, was meine unbegrenzte anbetende Ehrfurcht für meine Königin mir befiehlt," entgegnete der Bankdirector. „Ich weiß, daß ich mein Vermögen, meine bürgerliche Ehre, meine ganze Existenz aufs Spiel setze; aber ich zaudere nicht, seit Sie mir die Zeilen der königlichen Frau zeigten, die für mich Beweis genug, daß diese Expedition ihr Wille ist."

„Hat die Königin sich herabgelassen, etwas Schriftliches zu geben? hat sie das wirklich, endlich?" fragte Herr von Schill mit flammenden Augen und zuckender Lippe.

„Mußte sie nicht, die edle Frau?" antwortete der Präsident, „mußte sie nicht, so ungern sie es auch that, um diesen Zweifler zu beruhigen und sich seiner Mitwirkung zu versichern bei dem großen Werk, das nun beginnen kann?"

„Meiner Discretion, meiner tiefsten Verschwiegenheit kann meine angebetete Monarchin gewiß sein,“ betheuerte Wohlgemuth, „die Hand auf dem Herzen. Schlägt das Unternehmen fehl, sei es darum, es begräbt unter seinem Zusammensturz meine Ehre, mein Vermögen; mein Bewußtsein aber wird mich, nachdem ich jene Zeilen gelesen, ins Gefängniß, an den Pranger begleiten, und keine Folter soll mir je das Geständniß entreißen, daß ich nach dem Befehl meiner vergötterten Königin handelte.“

„Wenn das Ihr Entschluß ist, trefflicher Mann, so kann ich Ihnen nun auch noch das letzte sagen. Die Königin wünscht, daß die Legitimation, welche ich Ihnen gezeigt, sobald Sie sie gesehn, vernichtet werde.“

Herr Wohlgemuth konnte kaum noch bleicher werden, als er es während dieses Gespräches gewesen, aber bei diesen Worten des Kammerpräsidenten zuckten seine Lippen schmerzlich.

„Es sei!“ sagte er, „ich trete mit meiner Ehre, mit meinem Vermögen und Leben auf den verlorenen Posten; zerstören Sie das Document, das mich allein retten könnte im Fall des Mißlingens. Ich beuge mich in Demuth!“

Herr von Schill war von seinem Sitze aufge-

standen und ging mit festen Schritten im Zimmer auf und ab. Der Kammerpräsident saß zusammengekauert auf dem Rohrkanapee und hielt in der Hand eine Brieftasche von rothem feinem Leder, an deren Schloß er nestelte.

Das Zimmer, nur von zwei Wachskerzen erhellt, war düster und wurde es noch mehr durch die mächtigen Schränke von geschnitztem Eichenholz, die an allen Wänden standen und zwischen sich kleine dunkle Versteckwinkel hatten, die von hochlehnigen Stühlen ausgefüllt wurden.

Vor einem dieser Winkel blieb der Major plötzlich stehen und sagte, einen Dolch ziehend, den er in der Brusttasche seines Husaren-Dollmans trug:

„Meine Herren, wir sind hier nicht allein, unsre Unterredung hat einen Zeugen gehabt, der in die Verfassung gebracht werden muß nichts ausplaudern zu können.“

Bei diesen Worten holte er aus dem Winkel einen Menschen, der ohne sich zu sträuben zum Vorschein kam.

Das Licht fiel auf die verbogene lächerliche Gestalt und auf das blasse verzerrte Gesicht des Kantors, dessen dunkle Augen seltsam blitzten, während jedes Haar auf seinem Haupt sich zu sträuben schien.

„Was wollen Sie von mir, großer Krieger, erhabener Feldherr?“ sagte der Wahnsinnige in seiner seltsamen, halbklugen Weise. „Was wollen Sie von mir? halten Sie mich für einen Spion? für einen Verräther? mich, den treusten Unterthan Sr. Majestät meines allergnädigsten Königs! Mich, den Erfinder des feuerfesten wasserdichten, fliegenden Magazins, das unsern braven Truppen Dienste leisten soll, wenn es nun wieder zum Kriege kommt!“

„Lassen Sie ihn los, Major,“ sagte der Bankdirector, „der Unglückliche ist ein naher Verwandte von mir, ein harmloser Wahnsinniger, den die Schmach des Vaterlandes und eine Leidenschaft für die schöne Tochter meines Bruders um den wenigen Verstand gebracht, den er besaß.“

Der Major steckte seine Waffe ein und ließ den armen Kantor frei. Herr von Itzstein aber sprang von seinem Stuhle auf, steckte seine Brieftasche sorglich in den Busen und sagte mit bebender Stimme: „Wahnsinnig oder nicht, dieser Mensch hat Ohren und eine Zunge. Ein Wort und ich bin — wir sind verrathen. Er muß unschädlich gemacht werden, er muß — sterben!“ setzte er mit fallendem Tone hinzu, „sterben! die Todten plaudern nichts aus.“

„Niemand wird auf das Wort eines notorisch Wahnsinnigen Werth legen,“ sagte Schill ruhig.

„Seine Aussagen werden immer nur in dieselbe Kathegorie gesetzt werden, wie seine Pläne. Lassen wir den armen Teufel in Gottes Namen gehen; zudem, was haben wir denn heute von unsern Plänen gesprochen, das er verrathen könnte?“

„Der Name der Königin!“ sagte Itzstein sehr erregt.

„Ist immer und immer auf seinen Lippen,“ entgegnete Wohlgemuth, „und wird keine Aufmerksamkeit erregen; zudem kommt er nirgend hin, als in unser Haus, da könnte er getrost den Untergang der Welt verkünden, keine Seele würde auf ihn achten.“

Herr von Itzstein trocknete sich die bleiche Stirn und setzte sich auf den nächsten Stuhl, es sah aus, als ob seine Knie ihm den Dienst versagten.

„Bleibe hier, Kantor, rühre Dich nicht und sprich kein Wort, es geht gegen die Franzosen,“ sagte Herr Wohlgemuth freundlich zu dem armen Wahnsinnigen, der sich gehorsam auf ein Bänkchen zusammenkauerte, die Arme um seine Knie schlang, auf die er den Kopf stützte und die blitzenden Augen

auf seinen Verwandten heftete, der ebenfalls wieder Platz nahm.

„Lassen Sie mich noch einmal das Blatt sehen, das mir den Befehl der Königin giebt," sagte der Bankdirector, sich an den Präsidenten wendend.

Herr von Itzstein nahm ein zusammengefaltetes Papier aus seiner rothen Brieftasche.

Wohlgemuth betrachtete die wenigen Zeilen, die es enthielt, mit feuchten Augen. Sie waren von einer feinen weiblichen Hand geschrieben und lauteten also: „An den Bankdirector Herrn Anton Wohlgemuth in Königsberg!

„Ich ersuche Sie, das Unternehmen des Major von Schill mit allen Ihnen zu Gebote stehenden Geldmitteln zu unterstützen und alles zu thun, was der Kammerpräsident von Itzstein Ihnen als meine Wünsche in dieser Angelegenheit mittheilen wird.

Louise."

Die scharfen Augen des Kantors hatten fest auf dem kleinen Papier geruht.

Er zupfte an den Frackschößen seines Gönners und guckte schlau empor, als Wohlgemuth sich zu ihm wendete.

„Hören Sie, mein verehrungswürdiger Herr Landes-Banko-Credit-Kassen-Aeltester und Director,"

sagte er flüsternd, „auf dem Stück Papier, das ich in Kydullen fand, Sie wissen, Verehrtester, das was ich auf meinem Herzen trage, hat Ihre erhabene Majestät anders geschrieben. Ihr Brief von der großen Königin ist ein nachgemachter, nur ich bin im Besitz des echten Documents."

„Aber es ist störend," sagte Herr von Schill, „daß dieser arme Mensch hier mitredet, Sie thäten besser, ihn wieder in seinen Winkel zu bringen."

Herr von Itzstein warf einen Blick auf den Kantor, den keiner der Anwesenden bemerkte, obgleich er den armen Wahnsinnigen so einschüchterte, daß dieser in sich selbst zusammenzukriechen schien und zitternd sein Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Schweig, armer Kerl, schweig und geh in Deinen Winkel," sagte der Bankdirector begütigend, und der Wahnsinnige stand auf und ging in die Ecke, wo er gesessen hatte. —

Die drei andern setzten ihr Gespräch fort, Herr Wohlgemuth verbrannte mit eigener Hand den Zettel und sagte fest: „Verfügen Sie über alle Mittel, die mir zu Gebote stehen." —

Ende des ersten Bandes.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.